Oesterreichisch-Ungarische Revue.

Mai und Juni 1890.

(9. Band; 2. und 3. Heft.)



Inhalt.

Wien.

Verlag der Oesterreichisch-Ungarischen Revue.

I. Judenplatz 5.

Oesterreichisch-Ungarische Revue.

Monatsschrift für Geschichte und Heerwesen, Staatsrecht und Justizwesen, Cultus und Unterricht, Staats- und Volkswirthschaft, Länder- und Völkerkunde, Wissenschaft, Literatur und Kunst.

Die **„Oesterreichisch-Ungarische Revue“** bildet die Neue Folge der **„Oesterreichischen Revue“** und hat sich gleich ihrem Vorwerke die Aufgabe gestellt, die lebendigen Traditionen der Monarchie fortzupflanzen und über das in seiner Mannigfaltigkeit reiche Culturleben Oesterreich-Ungarns, sowie über die neue Epoche seiner Entwickelung aus unzweifelhaften Quellen Aufschluß zu geben. Der Charakter des Unternehmens ist durch den nachstehend veröffentlichten Inhalt der erschienenen Bände der neuen Folge gekennzeichnet. Probehefte und Inhaltsverzeichniß der **„Oesterreichischen Revue“** sind durch den Verlag der **„Oesterreichisch-Ungarischen Revue“** zu beziehen. Abonnements nehmen sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie die k. k. österr. und ungar. Postanstalten entgegen.

Die „Oesterreichisch-Ungarische Revue“ erscheint in Monatsheften von durchschnittlich vier Bogen Groß-Octav. Der Pränumerationspreis inclusive Postversendung beträgt für Oesterreich-Ungarn ganzjährig 9 fl. 60 kr., halbjährig 4 fl. 80 kr., vierteljährig 2 fl. 40 kr. Für die Länder des Weltpostvereines ganzjährig Mark 16.— = 20 Francs; halbjährig Mark 8.— = 10 Francs; vierteljährig Mark 4.— = 5 Francs. Für das übrige Ausland: ganzjährig Francs 25 = 20 Schilling; halbjährig Francs 13.— = 10 Schilling 4 Pence. Das einzelne Heft kostet für Oesterreich-Ungarn fl. 1.—; für das Ausland Mark 2.— = 2.50 Francs. Je sechs Hefte bilden einen Band: elegante Einbanddecken (Halbfranzband mit reichem Goldrücken und Leinwandüberzug) sind für die erschienenen fünf Bände das Stück zu 75 kr. durch den Verlag der „Oesterreichisch-Ungarischen Revue“ zu beziehen.

Aus dem Inhalt der Neuen Folge der „Oesterreichisch-Ungarischen Revue“ seien folgende Aufsätze erwähnt:

Geschichte.

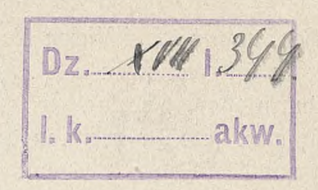
Hans Schlitter: Die Stellung der nordamerikanischen Regierung zu den Ereignissen des Jahres 1848 in Oesterreich-Ungarn. Bd. I, Heft I, S. 5.
Edmund Schebeck: Die Schweden und die Kapuziner im dreißigjährigen Kriege. Bd. I, Heft III, S. 26.
Paul von Radics: Die Auersperge in Krain. Bd. I, Heft IV, S. 5.
Gustav Amon von Treuenfest: Der Feldzug in Neapel und die Erstürmung der Festung Gaëta durch die Oesterreicher im Jahre 1707. Bd. I, Heft V, S. 5.
Joseph von Lehnert: Wilhelm von Tegetthoff. Bd. I, Heft VI, S. 5, Bd. II, Heft VII, S. 5 und Heft VIII, S. 5.
Franz Martin Mayer: Die Gründung der Grazer Universität. Bd. II, Heft VIII, S. 32.
Gustav Amon von Treuenfest: Kaiser Joseph II. letzte Tage. Bd. II, Heft I, S. 5.
Joseph Alexander Freiherr von Helfert: Graf Franz Stadion. Nach Briefen von Franz Freiherrn von Pillersdorf aus den Jahren 1846 bis 1848. Bd. II, Heft II, S. 1; Heft III, S. 16 und Bd. III, S. 19.
Hermann Hallwich: Gabriel von Pechmann. Ein Beitrag zur Geschichte Wallenstein's. Bd. II, Heft II, S. 14.
Adolf Beer: Erzherzog Karl als Finanzpolitiker. Bd. II, Heft III, S. 1, und Bd. III, S. 1.
Wendelin Böcheim: Vergangene Tage in Oesterreich. Bd. III, S. 129 und 206.
Paul von Radics: Die Geschichte von Abbazia. Bd. III, S. 223.
Gustav Steinbach: Franz Déak. Bd. III, S. 257; Bd. IV, S. 6 und 129.
Gustav Amon von Treuenfest: Leopold I., Herzog von Lothringen. Bd. IV, S. 193.
Max Büdinger: Zu den Verwaltungsgrundsätzen des Kaisers Franz. Bd. IV, S. 257.
Joseph von Lehnert: Der Sturz der Republik Venedig u. die erste Occupation ihrer Provinzen durch Oesterreich. Bd. V, S. 1.
Georg Deutsch: Joseph von Sonnenfels und seine Schüler. Bd. V, S. 65.
Eugen Guglia: Die ersten Emigranten in Wien 1789 bis 1795. Bd. V, S. 177.
Gustav Steinbach: Zur Geschichte des Octoberdiploms. Actenstücke zur österr. Verfassungsgeschichte. Bd. V, S. 289.
Eugen Gelcich: Die letzten Tage der Republik Ragusa und ihre Einverleibung in Oesterreich. Bd. V, S. 311.
Eugen Guglia: Reisende in Böhmen im Zeitalter Joseph II. und Franz II. Bd. V, S. 338.
Paul von Radics: Habsburg-Denkmale in Oesterreich-Ungarn. Geschichtserinnerungen aus Anlaß des vierzigjährigen Regierungsjubiläums Seiner Majestät Kaiser Franz Joseph I. Bd. VI, S. 1.
Alexander Gigl: Gerhard van Swieten's Berufung als Leibarzt der kaiserlichen Familie und dessen persönliche Beziehungen zur Kaiserin Maria Theresia. Bd. VI, S. 113.
Zur Geschichte des österreichisch-ungarischen Ausgleichs. Denkschrift des Grafen Georg Apponyi. Bd. VI, S. 241.
Eugen Gelcich: Rugierus Boscovich. Ein Beitrag zur culturgeschichtlichen Bedeutung Ragusas. Bd. VI, S. 332.
Hans Schlitter: Die Regierung der nordamerik. Republik u. die ungar. Frage i. J. 1848 u. 1849. Bd. VII, S. 1.
Karl Freiherr von Binder-Kriegl stein: Der Tag von Solferino. Bd. VII, S. 101.
Wilhelm Schramm: Mähren unter Karl VI. Bd. VII, S. 241.
Georg Deutsch: Geistliche Würdenträger und Klosterfrauen aus dem Hause Habsburg. Bd. VII, S. 177 u. 259.
Joh. B. Meyer: Kaiser Joseph II. Handbillet v. 4. Dec. 1783 üb. d. Besorgung d. Regierungsgeschäfte. Bd. VIII, S. 65.
Vincenz Goehlert: Die Dynastie Habsburg-Lothringen. Historisch-statistische Studie. Bd. VIII, S. 117.
Eugen Guglia: Kaiser Joseph II. und der Passauer Kirchenstreit. Bd. VIII, S. 186.
Paul von Radics: Die Reisen Kaiser Joseph II. Bd. VIII, S. 241 und Bd. IX, S. 1.

Oeffentlicher Unterricht.

Bruno Bucher: Unser gewerblicher Unterricht. Bd. I, Heft I, S. 45.
Friedrich Simony: Die Zweitheilung der Geographie an der Wiener Universität. Bd. I, Heft IV, S. 57.
Wilhelm Exner: Das technologische Gewerbemuseum in Wien. Bd. I, Heft V, S. 59.
Albert Ilg: Zur Frage der ästhetischen Erziehung. Bd. III, S. 41.
Eugen Gelcich: Die österreichisch-ungarischen Schifffahrtsschulen. Bd. III, S. 328.
Sigmund Grünberg: Das Volksschulwesen in der Bukowina in seiner historischen Entwickelung. Bd. V, S. 193.
Egydius Freih. v. Swieten: Die Reform der Universitätsstudien in Oesterreich durch Gerhard van Swieten. Bd. VI, S. 297, und Bd. VII, S. 21.

Volkswirthschaft.

Alexander Peez: Die ungarische Landesausstellung von 1885 in ihrer Bedeutung für Ungarn und die Balkanländer. Bd. I, Heft I, S. 18.
Heinrich Kröhnke: Die Bedeutung der Binnenschiffahrt. Bd. I, Heft II, S. 14.
Max von Hantken: Die Kohlenablagerungen und der Kohlenbergbau Ungarns. Bd. I, Heft II, S. 33.
Alexander Dorn: Die Aufhebung des Triester Freihafens. Bd. IV, Heft I, S. 23.
Johann Hunfalvy: Die Flußregulirungen in Ungarn. Bd. I, Heft V, S. 21.
Franz Berger: Die Wienflußregulirung. Bd. I, Heft VI, S. 35.
Johann Auspitzer: Das österreichisch-ungarische Consularwesen. Bd. I, Heft VIII, S. 42.
Friedrich Kleinwächter: Die Czernowitzer Ausstellung von 1886 mit besonderer Berücksichtigung der wirthschaftlichen Verhältnisse der Bukowina. Bd. II, Heft IX, S. 5.
Stephan Molnár: Ungarns Weinbau und Weinhandel. Bd. II, Heft I, S. 10.



Die Entwickelung des böhmischen Adels.

Von Anton Peter Ritter von Schlechta-Wsserdsky zu Wssehrd.

Böhmens Adel nimmt in der Geschichte seines Vaterlandes eine ebenso bedeutende als glänzende Stellung ein. Fast jedes Blatt unserer Geschichtswerke nennt uns Namen böhmischer Edlen und giebt Zeugniß von ihrem ruhmreichen, verdienstvollen Wirken. Tapfere Kriegshelden, große Feldherren, gewiegte Staatsmänner und Diplomaten, großmüthige Freunde, Beschützer und liebevolle Genossen der Wissenschaften und Künste waren jederzeit seine Zierden und Stützen.

Mächtig durch seinen Besitz, auf dem er als wahrer Herr schaltete und waltete, übte derselbe Adel auf Grund vertragsmäßig erworbener Privilegien und aus eigener Machtvollkommenheit geschöpfter Beschlüsse die gesetzgebende Gewalt, die Verwaltung und Justizpflege im Lande und leitete auf diese Weise durch Jahrhunderte die Geschicke seines Vaterlandes mit einer dem In- und Auslande imponirenden Autorität eines Souveräns. Diese Machtstellung, welche im 16. Jahrhundert ihren Höhepunkt erreichte, fand allerdings nach der Schlacht am weißen Berge ein jähes Ende. Alle Hoheitsrechte gingen an den König über; trotzdem blieb aber der Adel in dem Besitze der hohen Staats- und Hofämter, mag er auch jede Einflußnahme auf die Besetzung derselben eingebüßt haben, und behauptete dadurch, wie auch als reichbegüterter und privilegirter Landstand, eine hervorragende Stellung. Seine Reihen wurden durch zahlreiche königliche Standeserhöhungen und durch Verleihung des Incolats oder der Landstandschaft an Ausländer bedeutend verstärkt. Solche Standeserhöhungen waren bis zum Jahre 1627 von der Zustimmung des Adels abhängig; seit dieser Zeit bildeten sie ein ausschließliches Reservatrecht der Krone. Der böhmische Adel wurde hierauf nur bis zum Jahre 1751 verliehen, von da ab ertheilten die

deutschen und österreichischen Kaiser nur den Reichs- oder den erbländischen österreichischen Adel. Zum böhmischen Adel gelangte man nur durch das Incolat, welches die Monarchen ebenfalls selbstständig ohne jede Intervention der Stände verliehen. Auch dieses hörte jedoch mit dem Jahre 1848 auf. Der böhmische Adel verliert in diesem Jahre seine Standesvorrechte und erscheint seither überdies als eine abgeschlossene, durch keine weiteren Ernennungen sich erneuernde Interessentengruppe. Der hohe böhmische Adel bildet allerdings noch heute in Folge seines großen Grundbesitzes und seiner vorzüglichen Theilnahme am öffentlichen Leben, nicht minder durch seine, durch das Vertrauen des Monarchen zu hohen Aemtern und Würden berufenen Mitglieder einen wesentlichen Factor in der modernen Geschichte des Landes und Reiches.

Die hervorragende historische Bedeutung des böhmischen Adels wurde von den ersten heimischen Historiographen gebührend gewürdigt. Palacký schuf demselben in seinem großen Geschichtswerke ein dauerndes ehrenvolles Denkmal und dem Leser und Forscher ein klares Bild seiner Entwickelung und seines ruhmreichen Wirkens. Und was Palacký, dessen Geschichte Böhmens bekanntlich mit dem Jahre 1526 abschließt, unvollendet ließ, hat sein würdiger Nachfolger Professor Dr. Gindely mit unermüdlichen Fleiße beendigt. Daneben haben noch andere hervorragende Gelehrte, als Dr. Hermenegild Jireček, Professor Kolař, Professor Sedlaček, Hofrath Rybička, Dr. Emler u. A., auf dem Gebiete der heimischen Genealogie sehr Ersprießliches geleistet. Wo solche Sterne erster Größe, so berühmte Meister thätig waren, dort blüht für einen unberufenen Jünger trotz seines Eifers wohl kein lohnendes Feld.

Wenn ich es daher dennoch unternehme, dem freundlichen Leser ein Bild von der Entwickelung des böhmischen Adels zu entwerfen, so geschieht dies einerseits mit dem Geständnisse, daß die vorliegende Arbeit vornehmlich auf den Forschungsresultaten der obgenannten Gelehrten fußt, und andererseits in der Erwägung, daß eine erschöpfende, dies Thema behandelnde Monographie trotz des reichen Quellenmaterials und des vorhandenen Interesses noch nicht versucht wurde.[1]) Auch dünkt mir die „Oesterreichisch-ungarische Revue“, ein vorzüglich patriotisches Unternehmen, programmmäßig zur Aufnahme einer solchen Abhandlung wie

---

[1]) Eine Broschüre des Dr. Gindely: „Entwickelung des böhmischen Adels und der Incolatsverhältnisse seit dem 16. Jahrhundert“ (erschienen in den Abhandlungen der königlich böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften, VII. Folge, I. Band, ex 1886) behandelt, wie der Titel besagt, blos die neuere Zeit.

geschaffen. Das Thema selbst könnte füglich der Gegenstand eines compendiösen Werkes sein, doch liegt die Abfassung desselben vorläufig weder in meiner Absicht, noch gestattet mir eine solche Weitschweifigkeit der Raum dieser Blätter. Ich habe sonach meine Arbeit entsprechend begrenzt, indem ich auf die Entwicklung des Adels als solchen, seiner ständischen Gliederung und Berechtigung das Hauptgewicht lege, von einer Schilderung seiner, der Geschichte angehörigen politischen, culturellen und nationalen Thätigkeit gänzlich absehe und die jeweilig herrschenden Verfassungsverhältnisse und Rechtszustände des Landes nur insofern bespreche, als ich es zum Verständniß dieser Arbeit nothwendig erachte.

Dagegen lasse ich reichliche Quellenangaben einfließen, um der Abhandlung die mangelnde Autorität des Verfassers theilweise zu ersetzen. Zum Zwecke einer besseren Uebersicht und um dem freundlichen Leser mit jeder einzelnen Phase der Adelsentwickelung bekannt zu machen, gehe ich in meiner Darstellung abschnittsweise vor und unterscheide sieben Perioden.

Die	erste und älteste	vom	Jahre	450	bis	950	n. Chr.
„	zweite	„	„	950	„	1200	„
„	dritte	„	„	1200	„	1400	„
„	vierte	„	„	1400	„	1500	„
„	fünfte	„	„	1500	„	1627	„
„	sechste	„	„	1627	„	1751	„
„	siebente	„	„	1751	„	1848	„

Der Uebergang von der einen Periode zur anderen vollzog sich jedoch keineswegs plötzlich, sondern allmählich, und man kann für jede einzelne derselben keine festen Grenzen ziehen. Die Jahresdaten haben sonach nur eine approximative Richtigkeit.

Die erste und älteste Periode (450 bis 950).

Die älteste slavische Bevölkerung Böhmens tritt in der Geschichte des frühen Mittelalters nicht als ein einheitlicher Volksstamm auf, sondern setzt sich aus mehreren, zwar slavischen, jedoch hinsichtlich des Ursitzes, der Sitten und des Idioms verschiedenen und von einander unabhängigen Stämmen zusammen. Solche Stämme waren die Čechen, Luticer, Biliner, Pšowanen, Dudleber, Charwaten, Netolicer, Sedlčanen u. a. Jeder dieser Stämme hatte seine selbstständigen Fürsten, und erst in der Folgezeit gelang es dem Stamme der Čechen, unter der Führung der Přemysliden, die benachbarten, verwandten Stämme zur Botmäßigkeit zu zwingen. Allen gemeinschaftlich war jedoch

die Art der Ansiedelung im Lande und das patriarchalische Familienleben. Ein jeder Stamm gründete bei seiner Festsetzung im Lande eine oder bei größerer Zahl von Stammesgenossen mehrere Burgen (grady, lat. urbes, oppida, civitates, castra), welche zum gemeinschaftlichen Schutze und zur Abwehr der feindlichen Angriffe bestimmt waren, den Mittelpunkt des religiösen und politischen Lebens bildeten und den herrschenden Fürstengeschlechtern zu ihren Sitzen dienten. Diese Burgen hatten jedoch weder den Charakter der im 13. und 14. Jahrhundert aufblühenden Städte, noch den der späteren Ritterburgen. Sie wurden auch nie auf Bergen und Anhöhen, sondern auf Ebenen, in der Nähe von Flüssen auf Landzungen erbaut und ihre Festungswerke waren theils aus Holz, theils natürliche Schutzwehren, als Flüsse und tiefe Gräben.

Um diese Burgen herum ließen sich die einzelnen, dem Stamme angehörigen und durchwegs freien Geschlechter nieder, und zwar in der Weise, daß ein jedes Geschlecht inmitten der ihm zugewiesenen Gründe eine Ortschaft (osada) erbaute, aber auch für sich allein bewohnte. Faßte der Stammort die vermehrte Zahl der Nachkommen nicht mehr, wurden in dessen Nähe andere Ansiedlungen angebaut, und so entstanden die ältesten böhmischen Dörfer, deren Zahl ebenso groß als der Umfang gering war, da ihre sämmtlichen Bewohner ursprünglich eben nur ein Geschlecht bildeten. Und während die Burg vornehmlich den Namen des Stammes trug, hieß die Ortschaft nach dem Geschlechte. Dadurch erklärt es sich, warum die ältesten böhmischen Ortsnamen fast ausnahmslos collectiv sind und wie die ursprünglich patronymische Form -ici oder -ovici die Form der meisten böhmischen Dorfnamen wurde. So sind z. B. Martinici, Petrovici, Marquartici, Buzici, Wchynici u. s. w. eigentlich die Nachkommen des Martin, Peter, Marquard, Buz, Wchyna u. s. w.[1])

Das streng patriarchalische Familienleben, das bei diesen Geschlechtern unbedingte Geltung hatte, äußert sich nicht nur in der ausschließlichen

[1]) Diese ursprüngliche Form in -ici hat man erst seit dem 13. Jahrhundert in -ice zu verändern angefangen (Palacký). Ich muß jedoch bemerken, daß diese patronymische Endform bei den ältesten böhmischen Ortsnamen keineswegs eine ausschließliche war. Denn zahlreiche Geschlechter wurden von ihren Landsleuten nicht nach ihren Stammvätern, sondern nach ihren persönlichen und geistigen Eigenschaften und nach anderen Zufälligkeiten benannt, und diese Namen gingen auch an die von ihnen bewohnten Ortschaften über. So die Namen Divoky, Všehrdy, Přepychy, Bělousy, Holousy, Holohlavy u. v. A. (Jireček: Slovanské právo v Čechách a na Moravě, a 63—66.)

Gemeinschaft des Wohnsitzes, sondern auch in dem ungetheilten Besitze des unbeweglichen freien Gutes (dědina) und in der Unterwerfung aller Geschlechtsgenossen unter ein gemeinschaftliches, erwähltes Familienoberhaupt. Diese Familienchefs nannte man insgemein Wladyken[1]) (vladyky). Sie vertraten ihr Geschlecht bei allen öffentlichen Berathungen und Versammlungen und repräsentiren darin das Volk.[2])

Eine die Einheitlichkeit des gesammten Volkswesens störende Kluft zwischen Edlen und Unedlen ist aus den ältesten Quellen nicht ersichtlich; doch erhoben sich über die in ihrer Gesammtheit die Stammesehre vertretenden Wladyken frühzeitig als Adel geltende Fürstengeschlechter.

Ich habe bereits oben erwähnt, daß ein jeder Stamm seine selbstständigen Fürsten hatte. Die Fürstenwürde war in der Regel an ein Geschlecht gebunden. Das erwählte Haupt dieses Geschlechtes, d. i. der Wladyke desselben, war der Fürst und als solcher auch der Wladyke[3]) des Stammes. Die übrigen Mitglieder dieser Fürstengeschlechter nahmen gegenüber ihren Stammesgenossen eine bevorzugte Stellung ein. Ihre trotz Mangels amtlicher Schriftstücke nicht vergessene fürstliche Herkunft und der durch dieselbe begründete größere Reichthum[4]) waren die Bedingung dieses Vorzuges. Uebrigens geschah es nicht selten, daß bei vermehrter Zahl der Nachkommen des fürstlichen Hauses das ursprünglich ungetheilte Herrschaftsgebiet durch das Parragium in kleinere Fürstenthümer zerfiel, deren Besitzer, die Theilfürsten, dem Großfürsten als dem Aeltesten des Hauses zu Treu und Gehorsam ver-

---

[1]) Dies ist die älteste Bedeutung des Substantiv vladyka. Seit dem 13. Jahrhundert verstand man unter den Wladyken die niederen Edelleute, die Ritter, und diese Bezeichnung galt noch im 16. und 17. Jahrhundert als die gesetzliche und landesübliche (Páni a vladyky = die Herren und Ritter, panský a vladycký stav = Herren- und Ritterstand). Trotzdem pflegte man in den letztgenannten Jahrhunderten dem Titel „vladyka" eine geringere Bedeutung beizulegen, als dem ihm vollkommen adäquaten Titel „Ritter". — Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes vladyka erhielt sich bis heute in dem Substantiv vladař (Regierer, Verwalter). So schrieben sich die Familienchefs der Herren von Rosenberg „vladař domu Rožmberzkeho"; den Chefs der gräflichen Familie Černin von Chudenic gebührt noch heute der Titel „vladař domu chudenického a Iindřicho-hradeckeho", den Chefs der Grafen Martinic der Titel „vladař domu Smečenského".

[2]) Palacký: Geschichte Böhmens, I, 169—170; Dr. Jireček: Slovanské právo, I, 156.

[3]) Die altslavische Legende vom heiligen Wenzel nennt diesen Fürsten ausdrücklich einen Wladyken: „Ustrojeniem dobrago i prave dnago vladyky Viačeslava."

[4]) Auch lebten die meisten Fürstengeschlechter in der früher beregten Gütergemeinschaft.

pflichtet waren. Daher finden wir bei einzelnen der vorerwähnten Stämme auch mehrere regierende Fürsten.

Die Stammfürsten nannte man im Lande insgemein kněži, die kleineren Fürsten und die Mitglieder der regierenden Geschlechter überhaupt: lechové oder leši.[1]) Das zeitgenössische Ausland nannte die ersteren bald reges, reguli, bald duces, primores, die letzteren duces und comites.[2])

Die Zahl dieser Fürstengeschlechter war jedenfalls keine unbedeutende. Nur wenige derselben sind uns namentlich bekannt. So regierte bei den Čechen das Geschlecht des Krok, und die Fürstenwürde in diesem Stamme ging durch die Heirath Libuša's merkwürdigerweise an Přemysl aus dem bei den Bilinern herrschenden Geschlechte der Staditzer (Stadici) über. Unter den Fürsten der Luticer, deren Geschlecht „grabie Stodor", der Vater der Drahomira, angehörte, ragt Wlastislaw

[1]) In dem ältesten, den Streit der Brüder Chrudoš und Stahlav besingenden böhmischen Gedichte „Libussim saud" aus dem 9. Jahrhundert ist wiederholt von Lechen die Rede: „Po vše kmeti lechy a vladyky" — „kda se sněchu lesi a vladyky" — „moji kmeti, lesi i vladyky" — „dastě je lechóm provolati". In den fränkischen Annalen heißt es ad a 805: „Qui omnem illorum patria depopulatus. ducem eorum lechonem occidit. (Jireček: Slovanské právo, I, 73.) Der Name „Lech" erhielt sich in der Erinnerung des böhmischen Volkes bis in das 14. Jahrhundert. Dalemil, der Verfasser der aus dieser Zeit stammenden böhmischen Reimchronik, nennt den Erzvater Čech einen Lechen: „Vtej zemi bieše lech jemuž imě dějechu Čech".

Ueber den etymologischen und historischen Zusammenhang des Namens lech mit dem Worte šlechtic = Edelmann wird im dritten Abschnitte die Rede sein. „Kmeti" hießen die Räthe des Fürsten, des kněž.

[2]) Von dem Luticerfürsten Dragovit heißt es in den Annales Lauresham (Pertz, I, 34) auf das Jahr 789: „Et venerant reges terrae illius cum rege eorum Tragovito." In Einhard's Annalen (Pertz, I, 175): „Dragovit, ceteris Wilczorum regulis et nobilitate generis et auctoritate senectutis longe praeminebat quem ceteri Sclavorum primores et reguli omnes secuti." In den Fuldner Annalen (bei Pertz, I, 411) a. 895: „Omnes duces Boemanorum, quorum primores erant Spitigniewo, Wratizla — ad regem venientes." Daselbst a. 897: „Contigit, ut gentis Behemtiarum duces ad imperatorem devenerunt" 2c. Ebendaselbst a. 845: Hludovicus quatuordecim ex ducibus Boemorum cum hominibus suis christianam religionem desiderantes accepit. — Ferner a. 849: „Tacholf comes de Boemia", Cosmas, der älteste böhmische Chronist, nennt den Pšowanenfürsten Slawibor den Vater der heil. Ludmilla: „Slawibor, comes de castello Pssow".

Der früher erwähnte Dalemil legt dem heidnischen Luticerfürsten Stodor, dem Vater der Drahomira, den Titel „grabie" bei, der deutsche Ueberseßer Dalemil's Chronik nennt ihn „grebin in Bohemen".

hervor, der um die Vorherrschaft in Böhmen rang, aber im Kampfe mit dem Čechenfürsten Neklán unterlag. Aus dem Fürstengeschlechte der Pšowanen nannten wir bereits in der Anmerkung den „comes Slawibor" den Vater der heil. Ludmilla. Bei den Charvaten regierte das berühmte Geschlecht der Slavnik, das Geschlecht der Dobroslawicen und das Haus des Fürsten Wiztrah (Witorad).

Mit der Erstarkung der politischen Macht der Herzöge von Wyšehrad, der Stammfürsten der Čechen, büßten alle diese Fürsten ihre Selbstständigkeit ein, ihre Geschlechter behaupteten jedoch auch ferner den vornehmen Rang im Lande und repräsentiren den ältesten böhmischen Adel, den Adel der Lechen. Dieser Adel war zum Unterschiede von der in der folgenden Periode aufblühenden Dienstaristokratie, ein Geburtsadel in des Wortes reinster Bedeutung. Aus entthronten Fürstengeschlechtern hervorgegangen, glänzte er durch die vornehme Herkunft, den Reichthum und das Ansehen seiner Mitglieder. Ihm gegenüber bilden die freien grundbesitzenden Geschlechter die große Masse des Volkes. Unter diesen finden wir keine weitere Scheidung zwischen Edlen und Unedlen, und es kennt sonach die älteste eben besprochene Periode zwar einen hohen Adel, es bestand jedoch neben demselben kein minderer oder niederer Adel. Der Ursprung des letzteren fällt erst in die folgende Periode. Unfrei waren in dieser Zeit blos die Kriegsgefangenen, fremde Völker und Stämme und die zur Leibeigenschaft verdammten Verbrecher.

Zweite Periode vom Jahre 950 bis 1200.

Die Kriterien dieser Epoche sind der Verfall der alten Familienordnung und das hierdurch begründete allmählige Aufkommen der specifisch mittelalterlichen Ständeunterschiede.

Im Laufe des 10. Jahrhunderts vollzieht sich in Folge des engeren politischen und religiösen Verkehrs die Verschmelzung und Einigung der slavischen Bevölkerung Böhmens, und Hand in Hand mit dieser nationalen Consolidation der einzelnen bisher selbstständig auftretenden Stämme zu einer einheitlichen Volksgemeinschaft vollzieht sich zugleich der Verfall der alten patriarchalischen Familienverbände. Das Bewußtsein verwandtschaftlicher Zusammengehörigkeit geräth bei den Mitgliedern der einzelnen Geschlechter in Vergessenheit, und die Bewohner der bisherigen Familienansiedlungen verlassen ihre väterlichen Gründe und suchen sich eine selbstständige Unterkunft. Hiezu gaben die Herzoge von Wyšehrad, die Stammfürsten der Čechen, die

im Laufe des 10. Jahrhunderts die alleinigen Herren des Landes wurden, die vornehmste Veranlassung. Sie beriefen nämlich auf ihre ausgedehnten Latifundien zum Zwecke ihres wirthschaftlichen Anbaues Colonisten aus dem ganzen Lande, und da wanderten, vom erhofften und versprochenen Gewinn angelockt, ganze Schaaren freier Männer mit ihren Familien aus den bisherigen Geschlechtssitzen aus und traten in die Dienste der Fürsten. Das Beispiel der Letzteren ahmten die Lechen nach und ließen auch ihre Güter durch Colonisten bebauen. Gegen das Versprechen gewisser persönlicher Dienstleistungen und gegen mäßige Naturalabgaben wurden nun den Colonisten größere und kleinere Gutsgebiete in Erbpacht überlassen, und da der Ertrag dieser Gründe einen größeren Wohlstand ermöglichte, als der auf eine Familie entfallende Bruchtheil des Ertrages der ererbten, zur gemeinschaftlichen Nutznießung bestimmten, freien Geschlechtsgründe, hat es auch an Colonisten nicht gefehlt, die willig ihre Freiheit und Selbstständigkeit für ein behaglicheres Auskommen in Tausch nahmen, zumal die Unterwerfung unter ein Geschlechtsoberhaupt bei dem gelockerten Bewußtsein der genetischen Zusammengehörigkeit oft drückender erschien, als die vertragsmäßig übernommene Dienstleistung bei einem in Glanz und Ansehen lebenden Dienstherrn. So entstanden neue, von den früheren Geschlechtsansiedlungen verschiedene Ortschaften und Gehöfte, und neben den alten, auf freien Gründen seßhaften Geschlechter erblühen neue grundbesitzende Familien, die jedoch, wie oben gesagt wurde, dem Verleiher der Gründe zu Diensten verpflichtet, hinsichtlich derselben von ihm abhängig, d. h. dinglich unfrei waren. Bei den Nachkommen gerieth überdies das ursprüngliche Vertragsverhältniß in Vergessenheit und man gewöhnte sich in dem Machthaber, dem man zu Diensten und Abgaben verpflichtet war, den gebietenden Grundherrn zu erblicken, und dem gegenüber sah auch der letztere in seinen Dienst- und Zinsleuten mehr oder weniger seine Untergebenen. Damit war aber auch der Uebergang zur völligen, d. i. dinglichen und persönlichen Unfreiheit [1]) gegeben.

In Folge dieses Umschwunges im socialen Leben, in Folge der geänderten Besitzverhältnisse und den verschiedenartigen Wechselbeziehungen zwischen Dienstherren und Dienstnehmern theilt sich die Bevölkerung

[1]) Diese Unfreiheit ist jedoch mit der Leibeigenschaft nicht zu identificiren. Leibeigen waren bei den alten Böhmen blos die Kriegsgefangenen und die verurtheilten Verbrecher. Die Leibeigenschaft des bäuerlichen Landvolkes wurde in Böhmen erst im 16. Jahrhundert, und zwar durch die Landesordnung vom Jahre 1500 gesetzlich eingeführt.

Böhmens im Laufe der in Rede stehenden Periode in mehrere nach Stellung und Vermögen unterschiedliche Classen.[1])

Die vornehmste Classe bildeten die Lechen, ihnen reihen sich als niederer Adel, oder wie die spätere officielle Bezeichnung lautet, als Ritter- und Wladykenstand die wohlhabenden freien Grundbesitzer an, während die minder begüterten Freien, deren geringer Besitz trotz der gleichen Abkunft und unabhängigen Stellung den Eintritt in den aufblühenden Ritterstand unmöglich machte, als Freisassen die dritte Classe repräsentiren. Die Dienst- und Zinsleute, von denen oben die Rede war, bilden die vierte Classe. Je nach der Größe der von ihnen in Erbpacht übernommenen Gründe und nach der Art der von ihnen ursprünglich zugesicherten Dienste theilen sich jedoch dieselben in weitere Kategorien, unter denen wieder die höhere Stellung des Dienstherrn den Vorzug begründete. Die Höchststehenden unter allen Dienstleuten waren die zum Waffen- und Reiterdienst Verpflichteten, die sogenannten Knappen oder ehrbaren Knechte [druzi[2]) pamoši; ministeriales, clientes]. Sie waren eigentlich wieder nur eine Sonderclasse der in der nächsten Umgebung der Fürsten und Lechen beschäftigten Dienstleute oder Ministerialen (nápravnici ministeriales, conservi, servientes). Dahin gehören die Hofbediensteten und Handwerker der Fürsten. Dieselben bewohnten einen Theil jener Burgen, die von den einzelnen Stämmen gegründet, jetzt Eigenthum des Landesfürsten waren. Im Laufe der in Rede stehenden Periode veränderte sich allerdings auch die Gestalt dieser Burgen. Man pflegte nämlich in denselben einen befestigten Waffenplatz (castrum), die eigentliche Burg, und eine Stadt (civita oppidum) mit Wohnhäusern zu unterscheiden und

[1]) Eine Hauptbedingung dieser Ständeunterschiede war die durch die Vererblichkeit und Theilbarkeit des Grundbesitzes gesteigerte Ungleichheit der Besitzverhältnisse. Eine Ungleichheit des Grundbesitzes hat im alten slavischen Böhmen zuversichtlich schon seit den ältesten Zeiten bestanden. Denn es ist nicht anzunehmen, daß alle Geschlechter bei ihrer Festsetzung im Lande in gleichem Maße mit Gütern betheilt wurden, vielmehr wird die Tüchtigkeit und numerische Stärke der einzelnen Geschlechter bei dieser Güterverteilung entscheidend gewesen sein. Vielverzweigte und sprossenreiche Geschlechter brauchten begreiflicher Weise zu ihrer Existenzsicherung einen größeren Grund und Boden, als andere mit geringer Zahl von Geschlechtsgenossen. Dann begründeten aber auch Umstände rein zufälliger Natur eine Ungleichheit dieses Besitzes. Ein ursprünglich zahlreiches Geschlecht schmolz in Folge blutiger Kämpfe, Krankheiten, Auswanderungen von Geschlechtsgenossen auf einige Stammhalter zusammen, der Besitz blieb aber derselbe, und umgekehrt vermehrte sich ein Geschlecht so sehr, daß der ursprünglich zugewiesene Grundbesitz zum Unterhalte aller Familienglieder kaum hinreichte.

[2]) Družima = die Gefolgschaft.

in dem letzteren Theile hatten die vorerwähnten Ministerialen ihre Wohnsitze außerhalb, jedoch in unmittelbarer Nähe desselben ihre Gründe. Neben den alten Burgen erstanden in dieser Zeit neue, oft umfangreichere und auch die Lechen bauten derartige Burgen und hatten in denselben ihre Hofbedienstete und Handwerker. Eine weitere Kategorie von Dienstleuten bildeten die **Zinsbauern** (hospites censuales; nájemnici). Die Verpflichtung derselben bestand vornehmlich in wiederkehrenden Abgaben von dem Ertrage ihrer unfreien Güter. Sie und die ihnen an Rechten und Pflichten gleichgestellten „animatores" (dušnici) und „appretiati" (zákupní) geriethen frühzeitig in völlige Unfreiheit. (Dr. Jireček: Slov. právo, II 75—78.) Für die vorliegende Arbeit haben blos die erstgenannten Ministerialen ein Interesse, da sich die meisten derselben durch das Medium des Waffen- und Ritterdienstes zum Wladykenstande aufschwingen. Ein Bürgerstand läßt sich in dieser Periode noch nicht nachweisen, seine Entwickelung fällt erst in die folgende Aera, in die Regierungszeit der Ottokare und des Königs Wenzel's I.

Wie ich bereits oben erwähnte, behaupteten die **Lechen** auch in dieser Zeit nach dem herzoglichen Geschlechte den ersten Rang im Lande. In Urkunden, welche aus dieser Epoche herrühren, werden sie verschieden benannt. So 1067 natu majores proceres, comites; 1087 comites und nobiles; 1089 primates, 1110 und 1120 principes Bohemiae; 1130 nobiles; 1140 proceres, primates; 1169 milites nobiliores, milites primi ordinis; 1176 barones, 1186 suppani. Sie bilden jedoch nicht mehr eine abgeschlossene, durchwegs aus fürstlichem Geblüte hervorgegangene Geburtskaste. Ihre Reihen öffnen sich vielmehr auch allen Denjenigen, die durch großen Grundbesitz hervorragten und seitens der regierenden Herzöge durch Verleihung hoher, einflußreicher Staats- und Hofämter ausgezeichnet wurden. Eines der wichtigsten Staatsämter war das Grafenamt, oder wie der böhmische Titel lautet, das Amt eines Župan. Das ganze Land war nämlich in Districte oder Gaue (provincia, böhmisch župa), getheilt, deren jedem ein hoher Beamter, der Župan (comes, praefectus suppanus, castellanus) mit anderen Unterbeamten vorstand. Wie der Herzog die Staatsgewalt im ganzen Lande hatte, so war der Župan der Vertreter der Herzogsrechte in seinem Bezirke und vereinigte in seiner Hand militärisch-richterliche und polizeilich-administrative Befugnisse.[1])

[1]) Nach Palacký (Böhm. Geschichte II — 1. Abth. p. 21—23) gab es in Böhmen zu Anfang des 13. Jahrh. 42 solche Župen oder Gaue. — Im Haupt-

Jede Županei war mit Ländereien reichlich dotirt, deren Ertrag dem Chef desselben zukam. Ueberdies waren die Monarchen jederzeit geneigt und im Stande, bewährte Dienste den Gaugrafen mit Landgütern[1]) zu belohnen.

Auf diese Weise gelangten die Župane in den Besitz ausgedehnter Latifundien, die ihnen ermöglichten, ihre hohe Stellung auch äußerlich zur Schau zu tragen. Mag nun das Grafenamt bei einzelnen, den Herzogen treu ergebenen und mächtigen Lechengeschlechtern geradezu erblich geworden sein, mehrere Beispiele liefern den Beweis, daß diese Würde nicht an einen hohen Geburtsstand gebunden war, sondern von Jedermann bei persönlicher Tüchtigkeit durch das Vertrauen des Monarchen erlangt werden konnte. Die factische Macht gab dann das Ansehen und ließ den Nimbus vornehmer Herkunft zurücktreten. Der mit einer Županei bedachte Emporkömmling galt kraft seiner Amtsstellung und seines Einflusses für angesehener als der minder mächtige fürstliche Sprößling. In Folge dieser Verhältnisse verliert der Lechenstand seinen ursprünglichen Charakter eines Geburtsadels und geht in einer Dienst- und Amtsaristokratie auf. War in der ersten Periode die vornehme Herkunft das Kriterium dieses Standes, so wurden jetzt hohe Staatsämter und großer Grundbesitz die Hauptattribute desselben. Wird ein Lechengeschlecht eines dieser beiden, seine Glanzstellung bedingenden Factoren verlustig, tritt es in die Reihen des niederen Adels zurück oder sinkt bei völliger Verarmung noch tiefer unter seinen Stand, während umgekehrt niedere Edle, Gemeinfreie, ja selbst Dienstleute und

orte einer jeden Župa, wo auch der Sitz des Župan war, bestand eine Justizstelle, die sogenannte Czuda, der alle Bewohner des Gaues ohne Unterschied des Ranges und Vermögens unterworfen waren. Immunitäten und Exemptionen waren damals noch unbekannt, es gab weder die adelige Instanz des Landrechtes, noch ein Patriomonialgericht der Grundobrigkeit, allerdings waren aber sowohl der größere als auch der kleinere Gerichtshof der Czuda von Lechen und Personen aus dem erstehenden niederen Adel besetzt.

[1]) Solche Güter, welche die böhmischen Fürsten ihren Getreuen zur Belohnung für geleistete Dienste verliehen, nannte man výsluhy. Sie unterscheiden sich von den späteren Lehen darin, daß sie in das erbliche, uneingeschränkte Eigenthum des Beschenkten übergingen und daß sie geleistete Dienste zur Voraussetzung hatten, während die Verleihung der Lehen an das eidliche Versprechen künftiger Dienstleistung geknüpft war. Solche výsluhy konnten selbstverständlich auch veräußert und weitergeschenkt werden, ohne daß hierzu der Besitzer die herzogliche Bewilligung einholen mußte. Der letzteren bedurfte jedoch der neue Erwerber des Gutes, und durch dieses Requisit der Eigenthumsübertragung unterscheiden sich die výsluhy von den Allod- oder freien Erbgütern.

Hörige durch Gunst des Landesfürsten zum Lechenstande sich erhoben. Dafür haben wir das Zeugniß eines geschichtskundigen Gewährsmannes, des Ritters Dalemil, der im 41. Gesange seiner zu Anfang des 14. Jahrhunderts verfaßten böhmischen Reimchronik den Herzog Udalrich den böhmischen Lechen, die ihm ob seiner Heirath mit der Bauerstochter Božena Vorstellungen machten, erwidern läßt, daß ja aus den Gemeinen (chlapy = Unfreie) edle Herren (šlechtici, d. i. Lechen, die Edlen) werden und die Edlen oft gemeine Söhne haben. Altes Silber mache den Adel aus und oft strafe die Armuth den Edlen mit Gemeinheit und der nenne sich ein Leche (šlechtic), dessen Vater viel Silber besitze.

Uebrigens berichtet uns schon der älteste böhmische Chronist, Cosmas (1045 bis 1125), daß Herzog Jaromir einen seiner Bediensteten („unus ex conservis Jaromiri"), Namens Hovora, welcher ihn im Jahre 990 vor dem drohenden Untergange durch die Wrssowetze rettete, sammt seinen Nachkommen in den Stand der Lechen erhob und ihm die erbliche Würde eines fürstlichen Jägermeisters verlieh. Diese Standeserhöhung wurde nach dem Zeugnisse desselbem Autors durch Herolde auf den öffentlichen Märkten verkündet.[1])

Ein zweites Beispiel derartiger Standeserhöhung haben wir aus dem Anfange des 12. Jahrhunderts in der Person des mächtigen böhmischen Staatsmannes Wacek. Nach der Aussage desselben Cosmas stammte dieser aus einem niederen Geschlechte (sub molo rusticana natus) und gelangte dennoch zu den höchsten Hof- und Landeswürden. Als comes palatinus[2]) war er damals der erste Beamte im Lande und wurde 1108 gemeinschaftlich mit dem Lechen Mutina aus dem Geschlechte der Wrssowetze Reichsverweser.

Weiters berichtet Cosmas zum Jahre 1107 von mehreren Personen, die Herzog Bořivoj zu Lechen erhob. „Multi ex comitibus, quos ipse Bořivoj de proselytis fecerat comites, comittantur eum et secum in Polonia proficiscuntur."[3])

---

[1]) „Voce praeconia indicitur ubique perfora ut quam ipse Hovora tam ejus proles postera sit inter nobiles et ingenuos in aeternum, insuper dant ei et dignitatem venatoriam, quae pertinet ad curtem Sbetčnam, quam ex tunc et usquemodo per generationem ejus possident nepotes". (Vgl. Dr. H. Jireček, Slovanské právo v Čechách, II, 73.)

[2]) Die große Macht, welche diese Würde in sich schloß, machte ihrem Bestehen in Böhmen ein frühes Ende, während sie in Deutschland, Ungarn und Polen zur dauernden Bedeutung gelangte.

[3]) Jireček: Slovanské právo, II, 73.

Man ersieht daraus, daß Standeserhöhungen in dieser Zeit ein ausschließliches Recht der Landesfürsten waren; erst in der Folgezeit hat der Adel in Folge seiner erhöhten Machtstellung und corporativer Entwickelung gegen diese beliebigen Standeserhöhungen der Monarchen Stellung genommen und die Aufnahme der Neugeadelten in den höheren Stand von seiner Zustimmung abhängig gemacht.

Da sich der Lechenstand im Laufe der zweiten Periode zu einem Dienst- und Amtsadel qualificirte, involvirte mehr oder weniger die Verleihung einer jeden hohen Amtswürde die Erhebung in den Lechenstand. Selbstverständlich vererbte sich aber in solchen Fällen der erlangte hohe Adelsgrad nur dann auf die Nachkommen, wenn Aemter und großer Grundbesitz sich in der Familie erhielten. Das erstangeführte Beispiel Hovora's liefert allerdings den Beweis, daß auch ganz förmliche Standeserhebungen vorkamen, bei denen, ähnlich wie durch die späteren Adelsbriefe, der Adelsgrad auch auf die Nachkommen der Geadelten ausdrücklich ausgedehnt wurde.

Was nun den in dieser Periode aufblühenden niederen Adel betrifft, so habe ich bereits auf Seite 94 angedeutet, aus welchen Classen der heimischen Bevölkerung sich derselbe recrutirte. Die im Volke wurzelnde Werthschätzung des Grundbesitzes brachte es mit sich, daß diejenigen gemeinfreien Geschlechter, welche entweder schon aus der Zeit ihrer Ansiedelung im Lande oder in Folge der auf Seite 93 und 94 geschilderten Verhältnisse über einen größeren Complex von freien erblichen Gründen verfügten, für angesehener galten, als die minderbegüterten Freien. Der große Grundbesitz, ohne dem selbst hohe Aemter nicht gedacht werden konnten, sicherte ja auch den Lechen den Vorrang vor den übrigen Stammesgenossen und es konnte nicht ausbleiben, daß die reicheren gemeinfreien Grundbesitzer dem Lechenstande näher rückten und sich allmählich zu einem Mittelstande zwischen Lechen und den übrigen freien Grundbesitzern constituirten. Um sich dem Lechenstande anreihen zu können, gebrach es ihnen an zwei wesentlichen Bedingungen: in der älteren Zeit an der fürstlichen Herkunft, später an den die Aufnahme unter die Lechen bedingenden hohen Aemtern und an ausgedehnten großen Besitzungen. Dagegen ergaben sich im Laufe der Zeit zwischen ihnen und den Lechen weitere Berührungspunkte. Das Ansehen der Lechen erhöhte die große Zahl dienst- und zinspflichtiger Hintersaßen auf ihren Gütern.

Die Familien der ursprünglichen Colonisten lebten nämlich nicht mehr in Gütergemeinschaft und es zersplitterte sich daher bei ihren

Nachkommen der denselben in Erbpacht überlassene Besitz in mehrere Theile und hatte ihre völlige Verarmung und Hörigkeit zur Folge. — Nur die Ministerialen erhielten sich, wie ich oben ausführte, auf einer höheren Stufe, da sie von ihrem Herrn für ihre Dienste wiederholt mit neuen Gütern beschenkt wurden.

Ebenso geriethen die Nachkommen jener freien Geschlechter, welche die bisherige Gütergemeinschaft aufgaben und sich in selbstständige Familien theilten, durch die so verursachte Zersplitterung ihres an sich oft nicht großen Erbgutes in Dürftigkeit und Armuth.

Die steigernde Zunahme an solchen armen und subsistenzlosen Familien ermöglichte aber den reicheren gemeinfreien Geschlechtern — und dies werden vorwiegend solche Geschlechter gewesen sein, die im Familienverbande und in der Gütergemeinschaft fortlebten — derlei unterstützungsbedürftige Familien auf ihre Gründe heranzuziehen und sie als Colonisten zum Anbaue derselben, den bisher die Geschlechtsgenossen theils selbst, theils durch leibeigene Kriegsgefangene und Verbrecher besorgten, zu verwenden. Die Nachkommen dieser Colonisten theilten dann selbstverständlich das Schicksal der Colonistenfamilien auf den Gütern der Lechen. So kam es, daß auch die reicheren, gemeinfreien Geschlechter über hörige Hintersäßen zu gebieten hatten und auch dadurch dem Stande der Lechen sich näherten.

Die Folge war, daß sich aus diesen Geschlechtern ein zweiter Adel ausgebildet hat, der dem Lechenstande an Ansehen, Macht und Reichthum nachstand, also ein **minderer oder niederer Adel** war, dagegen vor den übrigen Bevölkerungsclassen den Vorrang erlangte.

Da zu diesem Stande jene gemeinfreien Geschlechter, welche in Gütergemeinschaft fortlebten und unter einem Familienoberhaupte, einem Wladyken, standen, das Hauptcontingent lieferten, wurde der Name „vladyka" auf jeden Angehörigen dieses neuen Standes übertragen und der Stand selbst nach demselben als **Wladykenstand** (vladycký stav) bezeichnet. Und diese Bezeichnung war bis in das 17. Jahrhundert die gesetzliche und üblichste. Daneben war noch die Bezeichnung „zeman" = Landmann und „zemanský stav" volksthümlich.

Dalemil bezeichnet als „zemané" bald die Gesammtheit der adeligen Gutsbesitzer, also sowohl die Herren (Lechen), als auch die Wladyken, bald wieder nur die Wladyken, und noch Victorin v. Wssehrd bedient sich in seinem Rechtsbuche (Devatery knihy o právích země české) aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts der Worte „zeman" und „zemanský stav" zur Bezeichnung des Edlen, des adeligen Standes

überhaupt, im Gegensatze zum Bürgerstande und dann wieder im Sinne von vladyka und vladycký stav. In den Urkunden des 15. und 16. Jahrhunderts wurde der Titel zeman nur den minder begüterten Wladyken beigelegt. In den lateinischen Quellen hießen die Wladyken milites secundi ordinis oder milites schlechtwegs, nobiles minores, und vladycones. [1]) Erst im 14. Jahrhunderte kommt die Bezeichnung clientes und armigeri vor. [2])

Ebenso sind die Titel panoš und rytiř späteren Ursprungs. Panoši hießen die ritterlichen Ministerialen und nach deren Cooption in den Wladykenstand die jüngeren Geschlechter desselben. Doch war, wie ich noch darthun werde, seine Gebrauchsweise keine constante. Der Titel „rytiř" wurde von dem deutschen Worte „Ritter" abgeleitet und hatte in der älteren Zeit mit demselben eine gleiche Bedeutung, d. h. er gebührte nur Demjenigen, der die persönliche Ritterwürde besaß, und deckte sich sonach ursprünglich nicht mit vladyka. Erst im 15. Jahrhundert wurde für den Wladykenstand auch die Bezeichnung „rytiřský stav" üblich und dem entsprechend wurde auch den einzelnen Mitgliedern desselben der Titel „rytiř" beigelegt, ohne daß dieselben den Ritterschlag erhalten und die Ritterwürde erlangt hätten. Die Titulaturen rytiř und vladyka galten seither rechtlich als adäquat, obwohl nicht zu leugnen ist, daß noch im 16. und 17. Jahrhundert, wenigstens scheinbar, ein Unterschied zwischen denselben bestand.

Das im 12. und 13. Jahrhundert in Böhmen aufblühende Ritter- und Lehenswesen förderte die Entwickelung des Wladykenstandes und

---

[1]) Bei Cosmas a. 1087 secundi ordinis milites jam praecesserrant, soli tantum nobiles interierunt. Ebendaselbst a. 1125 omnes Bohemi primi et secundi ordinis eum diligebant; 1138 dux primi et secundi ordinis militibus suis curiam edicit.

In einer Urkunde vom Jahre 1107 „plures nobiles et milites de Bohemia et Moravia (Erben, Regesta Boh. et Mor. I, 86). Im Rechtsbuche Conrad's (Práva Kunratova auf das Jahr 1189 viri nobiles tam majores quam minores. In Urkunden aus dem 13. und Anfange des 14. Jahrhunderts: nullus baronum regni nostri aut militum (1257); suppani et allii quam plures milites et servientes (1257). Quod si ea emere voluerimus, ipsa bona vel aliquam partem nulli nobili nullique militi sed simpliciter vendent colonis etc. (1272); Statuentes etiam, si quisquam nostrorum nobilium, vladicorum civium etc. (1287 et 1301). Testes: domini ac hii nobiles Lipoch de Ledech, Chotiebor de Rziezano etc. milites et hii etiam vladicones Strzezimirus de Wawrziezicz, Hogerus de Czurzieho, Albertus de Micholup (1309) etc. Erben, Regesta Boh. II, 49, 65, 164, 526, 614, 805, 952).

[2]) Libri Confirmationum; Libri Erectionum.

gab demselben den Charakter der deutschen Ritterschaft. Der Reiterdienst benimmt dem Kriegsdienste zu Fuß allen Glanz und alle Ehre. Den kostspieligen Dienst zu Roß, in Harnisch und Helm, konnten jedoch nur die Reichen, also vornehmlich die Lechen und Wladyken, leisten; die minder bemittelten Freien waren nicht im Stande, sich ritterlich auszurüsten und mußten mit dem Fußvolke in den Krieg ziehen. Dadurch traten sie aber selbst hinter die waffenberechtigten Ministerialen zurück, da diese ihre Dienstherren zu Roß und in ritterlicher Ausrüstung in den Kampf begleiteten.

Das Vorurtheil stempelte schließlich den Reiterdienst zu einem Vorrecht des Adels und öffnete auf diese Weise auch den Ministerialen, die denselben leisteten und im Besitze von Landgütern waren, den Eintritt in die Reihen desselben.[1]) Dies veranlaßte aber auch viele unbemittelte Freie, ihre Dienste einem Mächtigen anzubieten, d. h. sich in die Vassalität zu begeben.

Ich werde mich über diese Verhältnisse und über die weitere Entwickelung des Wladykenstandes in dem nächstfolgenden Abschnitte ausführlich verbreiten und kann an dieser Stelle nur dahin verweisen.

Der Aufschwung des Ritterwesens hatte auch eine reformirende Wirkung auf den Lechenstand. Es wird dies ebenfalls bei der Behandlung der nächstfolgenden Periode zur Erörterung kommen und ich begnüge mich daher, hier blos zu bemerken, daß sich der Lechenstand im Laufe des 13. und 14. Jahrhunderts abermals zu einem hohen, mit besonderen politischen und Privatrechten ausgestatteten Geburtsstande herausgebildet und in dem in der Geschichte Böhmens so berühmt gewordenen **Herrenstande** aufgeht. Wir werden auf diese Weise die Nachkommen der Lechen in den vornehmsten und reichsten Geschlechtern des Herrenstandes wiederfinden, gleichzeitig aber die früher aufgestellte Behauptung, daß die Familien jener Lechen, die ihren großen Grundbesitz und ihre hohen Aemter einbüßten, in den Wladykenstand herabsanken, durch zahlreiche Beispiele bekräftigen können. Palacký spricht in seiner Geschichte Böhmens die Vermuthung aus, daß die alten

[1]) Die Stellung solcher Ministerialen beleuchtet am besten Hroznata's Stiftungsbrief für Tepl vom Jahre 1197. „Milites mei, qui a me praedia mea tenent, ne aliquid contrarietatis deo et abbatiae quam fundavi moliantur, qui aratrum habet, abbas Teplensis duas marcas ei persolvat, ut aratrum recipiat, qui vero integram villam tenet, quinque marcas ab abbate percipiat et cui voluerit, serviat. De villis autem, quas in silvis tenuerant, nihil solvat ecclesia". Palacký: Geschichte Böhmens, II—1, pag. 30; Erben: Regesta Boh.).

Lechenfamilien seit Boleslav I. fast gänzlich verschwunden sind und an ihre Stelle ein ganz neuer Adel getreten ist.[1]) Ich kann dieser Ansicht nur theilweise beipflichten, insoferne ich zugestehe, daß die Stellung der Lechen seit Boleslav I. Zeiten eine durchgreifende Aenderung erfahren hat. Während die Lechen früher einen hohen Geburtsstand repräsentirten, bilden sie seit dieser Zeit vorwiegend einen mächtigen Berufsstand. Dagegen kann ich mich nicht mit der Ansicht befreunden, daß diese uralten Lechengeschlechter fast gänzlich erloschen und durch ganz neue Familien ersetzt worden wären. Ihre Reihen wurden allerdings durch viele Emporkömmlinge und Günstlinge des Fürsten erheblich verstärkt, aber sie selbst waren noch im 10. Jahrhundert, nach dem Zeugnisse deutscher Annalisten, so zahlreich, daß man beim Mangel feststehender, dies begründender Thatsachen unmöglich auf ihr so frühzeitiges Erlöschen schließen könnte. Andererseits finden wir schon im 12. Jahrhundert einzelne Adelsgeschlechter im Besitze so ausgedehnter Gütercomplexe und in so zahlreiche Linien getheilt, daß wir, um uns diese Machtstellung und frühzeitige Verästelung erklären zu können, ihren Stammbaum auf die ältesten Lechenfamilien zurückführen müssen. So leitet Prof. Kolař, ein ausgezeichneter Kenner der vaterländischen Adelskunde, die berühmten Witkowitzen, denen die Rosenberge angehörten, von den Stammfürsten der Dudleber ab, die Bavore von Strakonic von den Stammfürsten der Netolicer, die Drslawitzen, aus deren Geschlechte die Grafen Czernin entsprossen sind, von den Stammfürsten eines Luticer Zweigstammes.[2]) Fürstlicher Abkunft dürften übrigens noch viele andere böhmische Adelsgeschlechter gewesen sein, ein Beweis läßt sich allerdings nicht erbringen und die Führung desselben gehört schließlich auch nicht in den Rahmen der vorliegenden Arbeit.

Ich werde es versuchen, dem freundlichen Leser eine Uebersicht jener Lechengeschlechter zu liefern, die im Laufe der in Rede stehenden Periode in den Vordergrund der Geschichte treten. Bevor ich jedoch mit der Aufzählung beginne, halte ich, des besseren Verständnisses wegen, einige Vorbemerkungen am Platze.

Bis zum Ende des 12. Jahrhunderts waren, wie in anderen Ländern, so auch in Böhmen, erbliche Familiennamen nicht gebräuchlich. Selbst die vornehmsten Lechen des Landes bedienten sich blos der ihnen bei der Geburt, Taufe oder anderen Anlässen beigelegten

---

[1]) Palacký: Geschichte Böhmens II—1, pag. 28.

[2]) Kolař: Rozrod Drslavicu, in der Zeitschrift „Památky archeologické", Band VIII, pag. 81—88.

Personennamen. Die in der Anmerkung mitgetheilten Auszüge aus zwei Urkunden aus dem 11. und 12. Jahrhundert werden dies am besten veranschaulichen.[1]) Diese Personennamen wurden jedoch in der Familie von Generation zu Generation vererbt, so zwar, daß in einzelnen Geschlechtern blos fünf oder sechs Personennamen abwechselnd in Gebrauch waren. Um die Träger gleicher Namen von einander zu unterscheiden, legte man ihnen patronymische Epitheta bei (z. B. Olricus Drslawec, d. i. Udalrich, Sohn des Drslaw) oder brachte ihren Namen mit denen ihrer nächsten Ascendenten und Verwandten in Verbindung, z. B.: Olricus filius Stibor cum fratre suo Beneda, Herrmannus agazzo cum fratribus suis Gauel et Zanisse, Mladotta filius sororis Bohuzlai cammerarii miles Beneda ex Jurata natus, cui primus Tas fuit avus (Cosmas) etc.[2]) Schließlich wurde auch einem Jeden der ihm aus einem Dienstverhältnisse oder seiner Amtseigenschaft gebührende Titel beigelegt.[3])

---

[1]) Anno 1055; 20 Apr. olomuc. Wratislaus dux Moraworum et terrae olomucensis confert ecclesiae St. Petri in Olomuc praedium suum, „quod in Thessutborici et aliud, quod in Griderici cum circuitu adiacente dominii et juris esse mei noscitur et aliud in Zalesi, quod a Krssek, milite meo, concambii forma obtinui ea lege, ut sex pauperes senes et infirmi inde alantur et vestibus provideantur" .... „Traditionis hujusmodi solemniter factae adstabant carissima mater mea Juditta, illustris Boemorum et Moraworum ducissa, Dymudis soror mea, Wratizlaus patruus meus, canonicus Pragensis, Tazso praefectus Znogmensis, Zmil praefectus de Prervue, Miroslaus, Krisek, Jaros castellanus de Podiwin, Siffridus comes, custos termini Polonici, Ostrech, Gridata — de Boemia autem Znata, Lutohneu, Luitbald, Marchuart, Wilehelmus, Mnizlau, Lutomizl, Wladik Mizleh et alii quam plurimi." (Erben: Regesta Boh. I, p. 50.)

Anno 1144 werden in einer Urkunde des Herzogs Wladislaus I. als Zeugen aufgeführt:

„Testes: Otto Pragensis episcopus, Daniel Pragensis praepositus, Groznata Melnicensis, Sebastianus Lutomiriecensis, Oudalricus archipresbyter, Mladota archipresbyter, Spytignev filius ducis Boriwoj, Henricus, Diepoldus et Wladislaus, filius Zubeslai ducis, comes Dirsislau, Miroslau, Casta Zobeslawec, Conradus dapifer, Budislau pincerna, Zlana cum filio Branis, Zbraslau, Bauor, Strzezimir, Mztigneu, Marquart de Dubraw, Bun cum fratribus Przibram et Bicen, Nemoy, Jarohneu, Wecel, Girdebor. Wilalm, Wasek, Jarogneu de Satec, Welislaus filius Petri." (Erben: Regesta I, p. 109.)

[2]) Erben: Regesta. I, 155 et 366.

[3]) Z. B. in einer Urkunde des Herzogs Swatopluk vom Jahre 1102 „nobilis vir Domaslan, miles meus dilectus" (Erben, I, 87). In einer vom Herzog Soběslaus zu Gunsten des Klosters Plaß im Jahre 1187 ausgestellten Urkunde: „Testes: Friedericus Pragensis episcopus, Germasius cancellarius et praepositus Wissegradensis. Florianus notarius, Cec judex curiae, Sdeslaus cammerarius, Riuinus

Aus diesem Grunde wird es auch trotz der mangelnden Familiennamen nicht schwer, die ältere Genealogie der hervorragendsten Lechengeschlechter annähernd sicherzustellen. Denn aus der Gleichheit der Personennamen kann mit Zuhülfenahme ihrer erwähnten Accidenzen auf eine gemeinsame Abstammung ihrer Träger geschlossen werden und die Vermuthung der genetischen Zusammengehörigkeit wird bis zur Gewißheit erhärtet, wenn zur Gleichheit der Namen die Gemeinsamkeit oder die Nähe der Wohnsitze ihrer Träger und die Gleichheit der Familienwappen derselben hinzutritt. In den ältesten Urkunden bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts wird der Wohnsitz der darin vorkommenden Lechen mit dem Namen derselben nur selten direct in Verbindung gebracht. Doch läßt sich derselbe aus der Lage der Klöster, [1]) die sie dotirten, oder aus der Lage der denselben geschenkten Ortschaften annähernd ermitteln. [2])

Seit der Mitte des 12. Jahrhunderts pflegte man jedoch bereits die meisten der böhmischen Großen nach ihren jeweiligen Amts-, Wohn- und Herrschaftssitzen zu benennen. So z. B. Jarogneu de Satecz, Odolan de Chyß, Beneda de Necztin, Etibor de Swoyssin u. A. Mit

praefectus de Kladesz, et frater ejus Pelegrinus, Jarogneu praefectus de Satecz, Sezena praefectus de Plizen, Dlugomil pincerna, Vitek dapifer, Mutina praefectus Pragensis et frater ejus Dobrogost Kohan praefectus de Dudeleb, Petrus prefectus de Drzeunic cum fratribus suis Milgost et Agna etc. (Erben: Regesta, I, 155.)

1) Schenkungs- und Confirmationsurkunden zu Gunsten der Klöster bilden den überwiegend größten Theil des aus jener Zeit vorhandenen heimischen Urkundenmaterials.

2) Ein Auszug aus dem Stiftungsbrief des Herzogs Wladislaus für das Kloster Kladrub vom Jahre 1115 wird dies am besten veranschaulichen. (Erben: Regesta I, p. 89):

„.... Haec sunt autem, quae fideles dei pro animabus suis me vivente eidem ecclesiae dederunt: Vto (Uta) comes dedit duas villas Cerhovici Malenic Depolt dedit in Domaesolich locum ad habitandum et pratum et arbustumi .... Branis (Branis) etiam dedit in villa Leschan terram ad unum aratrum et partum silvae et piscinam Lutorat dedit terram ad aratrum in Scape quam. frater suus postea cambivit similiter pro terra ad aratrum in loco Unil Cada (Čada) etiam dedit hereditatem suam post mortem suam — in Nechanich dedit terram ad unum aratrum, im Lucou ad unum aratrum, in Charadic terran ad duo aratra Hual presbiter dedit similiter totam hereditatem suam scilicet in villa Glineu Dobrehe (Dobřech) etiam dedit terram ad aratrum in proprietatem sanctae Mariae in villa Dragomisle Nicolaus dedit Ugezd, Radona quoque dedit suum Ugezd, Zlatine Moyslau dedit ad duo aratra, Tuseoue Oudalricus comes dedit Ujezd unum et insulam humuli in villa, quae vocatur Gotesenihe, Masevicih Crisan dedit ad duo aratra, Crinin (Černin) Neganiche totam allam.

dem Wechsel der Wohnsitze wechselten freilich auch die von denselben entlehnten Namen. Nur selten kam es vor, daß die Söhne dieselben Namen geführt hätten wie ihre Väter. Palacký führt diesfalls folgendes Beispiel an: Ein Bořita, Sohn eines Boleslav, schrieb sich „von Kedhosst“, dessen Sohn Bořita „von Letonic“, des letzteren Sohn Boleslav „von Smecna“ (Palacký: Geschichte Böhmens, II, 1—99). Erst im Laufe des 13. Jahrhunderts wurden, wie ich noch später ausführen werde, diese Namen erblich und constant, zunächst freilich bei den Familien des Herrenstandes, bei den Wladykengeschlechtern erst im Anfang des 15. Jahrhunderts. Wenn ich daher in der Folge die einzelnen Lechengeschlechter namentlich anführe, so ist dies nicht so zu verstehen, als ob dieselben bereits in jener Zeit unter diesen Namen bekannt gewesen wären und ihre Mitglieder sich derselben als Familiennamen bedient hätten. Es sind dies vielmehr patronymische Namen, die zumeist erst von Palacký und seinen Epigonen den einzelnen nachweisbaren Dynastengeschlechtern behufs ihrer gegenseitigen Unterscheidung nach den bei ihren ältesten Ahnen vorzüglich beliebten Personennamen beigelegt wurden. Nur die Geschlechtsnamen der Wrssowitzen, Těptowitzen und Munitzen sind aus den ältesten Quellen verbürgt, doch waren auch diese blos patronymische Benennungen der erwähnten Geschlechter, keineswegs aber Geschlechtsnamen im heutigen Sinne.

Die einzelnen Sproßen dieser drei Geschlechter haben sich derselben auch nie bedient, sondern wurden schlechtwegs nach ihren Personennamen benannt.

Aelter als der Gebrauch der Familiennamen ist der erbliche Gebrauch der **Wappen.** Die ersten böhmischen Wappensiegel finden wir zwar erst auf Urkunden aus dem 13. Jahrhundert, doch schließt dies ein höheres Alter der Wappen keineswegs aus, denn die Verwendung der Wappen zu Petschaften ist bekanntlich nicht die ursprüngliche Gebrauchsweise derselben. Ihr erster Zweck war, die Kampfschilder der Gewappneten zu zieren und durch diese die Streiter zu erkennen.

Auch dürften die uns bekannten Wappensiegel nicht die ältesten in Böhmen gewesen sein, denn einmal wird das Urkundenmaterial, je weiter wir über das 13. Jahrhundert zurückgehen, desto spärlicher und sporadischer, dann werden aber auch die ersten Petschafte kaum so viele Jahrhunderte überdauert haben; erst mit der Zeit wußte man sich ein Material zu beschaffen, das diese Dauerhaftigkeit ermöglichte.

Jedenfalls kann aber aus der Thatsache, daß sich bereits im 13. Jahrhundert die einzelnen Sprossen unserer ersten Adelsgeschlechter,

mögen sie auch verschiedenen und entfernt verwandten Familienzweigen angehört haben, eines gleichen Wappens bedienten, auf die Vererbung desselben von einem älteren gemeinsamen Ahn und sonach auf ein entsprechend höheres Alter der Geschlechtswappen überhaupt mit Berechtigung geschlossen werden.

Uebrigens spricht Dalemil in seiner wiederholt citirten Reimchronik bereits auf das Jahr 1109 von dem Wappen, der Rose, der Witkowitzen, auf das Jahr 1110 von dem Wappen der Buzicen.[1])

Die Sitte, erbliche Familienwappen zu führen, wurde in Böhmen durch deutschen Einfluß heimisch. Doch dürften schon in der ältesten Zeit für die bestandenen Geschlechtsansiedelungen — ebenso wie dies bei den altgermanischen Gehöften der Fall war — einfache symbolistische Unterscheidungszeichen in Gebrauch gewesen sein.

Auf solche Abzeichen sind meiner Ansicht nach die ältesten böhmischen Geschlechtswappen zurückzuführen. So namentlich jene Wappen, die sich durch besondere Einfachheit auszeichnen, z. B. das Wappen der Swojšine und der Drslawetz, dessen Schildfigur drei Quer- oder Schräg- oder Halbbalken bilden, das Wappen der Bawore von Strakonitz, welche einen Pfeil im Schilde führten, die zwei geschrägten Baumstämme der Hronowitzen u. v. a.

Erst mit dem Aufschwung des Ritterwesens, welches in Böhmen im 12. und 13. Jahrhundert feste Wurzel faßte, gewann man an prächtigeren, namentlich allegorischen Wappenfiguren, meist Thieren u. A. größeren Gefallen.

Um diese Zeit wird auch die Verleihung der Wappen durch den Landesfürsten üblich geworden sein. Denn das Wappen galt als „Ritterzeichen" und, da der Landesfürst auch die Ritterwürde zu ertheilen hatte, knüpfte man an die von ihm verliehenen Wappen eine größere Bedeutung, als an die ererbten, minder sinnreichen Geschlechtsinsignien. Darin liegt auch der Grund, warum einzelne böhmische Edlen im 12. und 13. Jahrhundert ihre alten Familienwappen aufgaben und sich in der Führung neuer, oft ganz verschiedener, der herrschenden Mode jedoch entsprechenderen Wappen beliebten. Diese im 12. und 13. Jahrhundert sich wiederholende Erscheinung ist um so auffallender, als die adeligen Geschlechter Böhmens seit altersher auf die Integrität ihrer Familienwappen nicht wenig Gewicht legten und

[1]) Joseph Jireček: Štíty starých rodů českých a moravských dle kroniky Dalemilovy (erschienen in der Zeitschrift „Památky archeologycké", X, 634—642).

eifersüchtig darüber wachten, daß dieselben nicht auch von unberechtigten Personen getragen werden. Das gemeinschaftliche Wappen galt als ein untrügliches Kriterium der Angehörigkeit seiner Träger zu einem und demselben Stamme und Geschlechte;[1]) dies namentlich in der Zeit, wo man sich blos der Personennamen bediente, aber auch in der Folgezeit, als die einzelnen Mitglieder und Linien großer Geschlechter nach ihren jeweiligen Wohnsitzen verschiedene Familiennamen annahmen, verbürgt die Gleichheit der Wappen die Identität der namentlich verschiedenen Familien. Kein Fremder durfte sich bei seiner Nobilitirung ein Wappen wählen, das bereits eine andere Familie des Landes im Besitze hatte. Dies wird auch in den späteren Adels- und Wappenbriefen jedesmal hervorgehoben[2]) und bei Verleihung von Wappen, die mit irgend einem im Lande bereits bestehenden Familienwappen eine Aehnlichkeit hatten, wurde ausdrücklich bemerkt, wodurch sich dieses neue Wappen von dem alten unterscheide.[3])

Es muß daher bei der großen Werthschätzung, welche man den alten Familienwappen beilegte, geradezu befremden, wieso einzelne Edelleute ihr hergebrachtes Wappen mit einem neuen vertauschen konnten. Einen Erklärungsgrund finden wir lediglich in den obgeschilderten Verhältnissen. Die sinnreichen Wappen des deutschen und französischen Adels trugen der Idee des Ritterthums und dem abenteuerlichen Sinne jener Zeit größere Rechnung und lockten zur Nachahmung. Den Reiz der neuen Wappen erhöhte die stete Erinnerung an die Fürstenhuld, die sie verlieh und an die eigenen in denselben verbildlichten Verdienste und Abenteuer. Schließlich besiegelte auch ein neues Wappen den freiwilligen Austritt aus dem in jener Zeit bereits gelockerten Geschlechtsverbande und der Gütergemeinschaft der Geschlechtsgenossen und sicherte seinem Erwerber bei den Nachkommen das Andenken des Begründers eines neuen selbstständigen Familienastes.

Die älteste, halbwegs verbürgte Nachricht einer solchen Wappenänderung, respective Verleihung finden wie in Dalemil's Reimchronik auf das Jahr 1158. Die Herren von Poděbrad und Chaustnik, ein Zweig des mächtigen Geschlechtes der Hroznatowitzen, die vorwiegend zwei Seeblumen im Wappen führten, glänzten im Jahre 1158 durch ihre

---

[1]) Palacký: Geschichte Böhmens, II, 1—7; Vlasák: Der altböhmische Adel und seine Nachkommenschaft nach dem 30jährigen Kriege.

[2]) Palacký: Geschichte Böhmens, II, 1—7.

[3]) Palacký: Archiv český, VI, 518.

Tapferkeit bei der Erstürmung von Mailand. Sie waren die ersten Streiter, welche die Stadtmauern erkletterten und zum Andenken an diese Waffenthat erbaten sie sich vom Herzog Wladislaus die Bewilligung, in ihrem Wappenschild eine Leiter führen zu dürfen[1]) Derselbe Herzog und nachmalige König Wladislaw verlieh, wie eine glaubwürdige Sage berichtet, dem Herrn Beneda von Swojšin, welcher ihn vor einem Wolfe beschützte, hiefür das Wappen mit einem Wolfskopfe im Schilde.[2]) Die Nachkommen des Herrn Beneda, die Herren von Wolfstein, von Wyškau und Wssehrd führten fortan dieses Wappen, während die übrigen Zweige der Swojšine bei dem alten Wappen mit den drei Querbalken verblieben. Die begnadigten Wrssowetze erhielten vom Herzog Friedrich im Jahre 1173 ein neues Wappen, welches zwei kreuzweis gelegte Beile im Schilde zeigt.[3])

Der mächtige Dynast Hron auf Nachod aus dem Geschlechte der Hronowitzen wurde im Jahre 1247 vom König Wenzel I. zur deutschen Kaiserwahl abgesendet und aus diesem Anlasse mit einem neuen Wappen begnadigt.[4])

Die Herren von Nachod, deren Stammvater er ist, bedienten sich seither des neuen Wappens, alle anderen dem Stamme angehörigen Familien behielten dagegen ihr altes Geschlechtswappen (zwei kreuzweis gelegte Baumstämme).

Zur Kaiserwahl wurden nebst des erwähnten Hron noch die Herren Smil Swětlik von Lichtenburg und Gallus von Löwenberg abgesendet. Der erstere war ebenfalls ein Hronowetz; das ihm verliehene neue Wappen (rother Karpfen) erhielt sich jedoch bei seinen Nachkommen nur als Helmkleinod auf dem ursprünglichen

---

[1]) Dalemil: „Poděbransstí prvni ležti smeli proto su od knieze rzebrzin na ščitě přijali". Jireček: Stíty starych rodu etc. Památky arch. X, 635.

[2]) Des Verfassers „Beiträge zur Genealogie des böhmischen Uradels" (Jahrbuch 1884 der k. k. herald. Gesellschaft „Adler", S. 209—210). Ferd. Menšik: České pověsti erbovní (erschienen in der Zeitschrift „Světozor" Jahrgang XXII, Seite 67).

[3]) Dalemil: Kněz (d. i. Friedrich) musi na Morawského giti; že ludi nejmějesie dosti; Wrssowec přije k milostí; By měli vzdy na pameti, káza jun ščitě bradaticu jmieti, již sú byli jich přátele zbiti i dědiny jun vrátiti. (Jireček: Slovanské právo, II, 64—65).

[4]) Dalemil: Chronik, Capitel 88 (abgedruckt in „Fontes rerum Boh."): Hron ten byl v řadě ze wssech mudřejší nazván; proto jmu říšskym králem černý lev v zlatnu ščitě dán." Ist unter „říšský král" hier nicht etwa der erwählte deutsche Kaiser (Richard v. Cornvalles) gemeint?

Wappenschilde.[1]) Gallus gehörte dem Geschlechte der Marquartice an, die einen Löwen im Wappen führten, und sein neues Wappenschild, welches von Schwarz und Gelb getheilt und von einer Eidechse umwunden war, führten die Herren von Wartenberg, Zwiřetic und Michalowic.[2])

Aus dem 14. und 15. Jahrhundert ist mir ein weiterer Fall derartiger Wappenänderung nicht bekannt.[3])

Nachdem ich dieses vorausgeschickt habe und nochmals auf den für die ältere Genealogie maßgebenden Grundsatz, daß die Gleichheit der Personennamen und Wappen und die Gemeinsamkeit oder Nähe der Ahnensitze die genetische Zusammengehörigkeit der alten böhmischen Adelsfamilien verbürge, aufmerksam mache, schreite ich zur Uebersicht der vornehmsten böhmischen Lechengeschlechter aus dem 11. und 12. Jahrhundert und zur namentlichen Anführung jener Herren- und Wladykengeschlechter, die denselben zunächst entsprossen sind. An der Spitze sämmtlicher Lechenfamilien glänzt durch Macht und Ansehen.

1. Das Haus der **Wrssowetze**. Die Geschichte dieses, durch seine Kämpfe mit den Fürsten Slawnik und den Přemysliden und ob seines tragischen Unterganges so berühmt gewordenen Geschlechtes setze ich als bekannt voraus und füge nur bei, daß Professor Kolař, von dessen hervorragenden Studien auf dem Gebiete der vaterländischen Genealogie ich bereits wiederholt Erwähnung that, in einer geistreichen, in der Zeitschrift „Památky archeologické" im Jahre 1889 erschienenen Abhandlung mit Erfolg dargethan hat, daß in dem fürchterlichen Gemetzel vom Jahre 1108 nicht alle Wrssowetze den Tod fanden, mehrere derselben sich vielmehr durch Flucht retteten, vom Herzog Friedrich zu Ende des 12. Jahrhunderts begnadigt wurden, nach Böhmen zurückkehrten und hier ihr Geschlecht fortpflanzten. Die Ritter Sekerka von Sedczic, die im Jahre 1666 anläßlich ihrer Erhebung in den Grafenstand den Namen Wrssowetz wieder annahmen

---

[1]) Professor Kolař: „Nejstarší pečeti šlechty české" (in deutscher Uebersetzung im Jahrgang 1883 der heraldischen Gesellschaft „Adler")

[2]) Ebendaselbst.

[3]) Pfarrer Blasak behauptet zwar in seiner Broschüre: „Der altböhmische Adel 2c.", daß die Herren von Wilhartic ein Zweig der Witkowetzen waren und ursprünglich eine Rose im Wappen führten und ihr späteres Familienwappen (eine goldene Königskrone im blauen Felde erst von König Sigismund erhalten hätten, allein Professor Kolař hat nachgewiesen, daß die Vorfahren der Herren von Wilhartic dieses letzterwähnte Wappen schon im 13. Jahrhundert geführt haben und ein von den Witkowitzen verschiedenes Geschlecht waren. (Nejetarši pičetí šlechty české, 20.)

und heute noch in Deutschland fortbestehen, und viele andere, ihnen stammverwandte Geschlechter sind nach Kolař zuversichtlich als die Nachkommen der alten Wrssowetze anzusehen.

2. Zur Zeit des Herzogs Břetislav I. genossen die **Munitzen** (Munici) und **Těptowitzen** (Těptovici), zwei sonst minder bekannte Lechengeschlechter, besonderes Ansehen. Bei Cosmas findet sich eine Stelle, wo diese beiden Geschlechter dem jugendlichen Herzog als Stütze und Säulen des Königreiches empfohlen werden.[1])

3. Das Geschlecht der **Benešowitzen** (Benešovici), von Palacký so benannt nach dem bei den Mitgliedern desselben besonders beliebten Personennamen Beneš. Dr. Hermenegild Jireček zählt unter die Ahnherren dieses Hauses den im Jahre 968 verstorbenen Comes Bok und einen zweiten Bok, welcher im Jahre 984 den Herzog Heinrich von Bayern mit einem böhmischen Kriegsherrn nach Sachsen begleitete.[2]) Diesem Geschlechte entsprossen die Herren von Benešov (Beneschau), von Bechyn,[3]) von Duba,[4]) von Štitné und von Leštno in Böhmen und die berühmten Herren von Kravař, die von Dědic, von Branic, von Lobenstein, von Doubrawic, von Tworkow und von Choltic in Mähren. Die einzige noch blühende Familie des Gesammthauses sind die Grafen Sedlnitzký von Choltitz.

4. Die **Hrabišitzen** (Hrabišici) mit einem Rechen (hrabě) im Wappen und an den Personennamen Hrabiše, Kojata, Boreš, Wšebor und Slawek besonders kenntlich. Im 11. Jahrhundert bestanden bereits zwei Linien dieses Geschlechtes. Der allmächtige böhmische Pfalzgraf (comes palatinus) Kojata (1061 bis 1067), ein Sohn des Lechen Wšebor, ist der Begründer des einen, Mstiš, Gaugraf (župan) zu Bilin und ein Sohn des Lechen Boreš, ist der Stammvater des zweiten Astes. Die Hrabišitzen waren im 11. und 12. Jahrhundert die bedeutendsten Dynasten des Landes; sie pflanzten sich fort in den Herren

[1]) Accedant de gente Muncia, accedant de gente Tepca (et vocat eos nominatim, quos norat armis potentiores, fide meliores, militia fortiores et divitiis eminentiores); te fili moneo, his urbes et populum ad regendum committas per hos enim Bohemie regnum stat et stetit atque stabit in sempiternum (vgl. Cosmas Chronik, abgedruckt in dem Sammelwerke „Fontes rerum Boh.").

[2]) Vagio miles Boleslai ducis Boemorum, qui Henricum cum exercitu committabatur. Vgl. Dr. Jireček: Slovanské právo, II, 65—66.

[3]) Diese frühzeitig erloschene Linie wolle nicht verwechselt werden mit dem hinsichtlich des Ursprungs und Wappens vollkommen verschiedenen und heute noch im Freiherrenstande blühenden Geschlechte der Ritter Bechyně von Lažan.

[4]) Verschieden von den dem Stamme der Hronowitzen angehörigen Herren Berka von Duba und Lipa.

von Riesenburg und Ossegg und in den Herren Kostka von Postupic. Während die letzteren im 15. und 16. Jahrhundert zu hohem Ansehen gelangten, sanken die Herren von Riesenburg in Folge völliger Verarmung in den Ritterstand zurück und verschwinden seit dem 16. Jahrhundert von dem Schauplatze der vornehmen Welt.[1]) Im Ritterstande blühten auch die Geschlechtszweige der Ancha von Borownic, von Tisnic und von Popovec.[2])

5. Die **Ždanowitzen** (Ždanovici), ein berühmt tapferes Geschlecht, waren Gaugrafen zu Saaz und schrieben sich seit Mitte des 12. Jahrhunderts von Chyš (de Spelunca). Ihre Lieblingsnamen waren Zdan, Radim, Odolan und Bohuslav. Ihr ältester, urkundlich erwiesener Ahnherr Božena war Vater des Smil, 1068 Gaugraf in Saaz.[3])

6. Die **Tasowitzen** (Tasovici). In diesem Geschlechte, welches einen Adlerflug im Wappen führte und dessen Sprossen sich mit Vorliebe den Namen Tas, Wznata, Budiš und Beneda bedienten, vererbte sich das Amt eines Gaugrafen von Iglau. Ihre Ahnherren werden bei Cosmas schon um die Zeit von 1087 bis 1088 rühmend erwähnt. Zwei Brüder, Načerat und Wznata, Söhne des Tas, starben in Sachsen den Heldentod. Am Schlachtfelde endete auch Beneda, Sohn des Jurata, Enkel des Tas (miles Beneda, ex Jurata natus, cui primus Tas fuit avus). Die Herren von Lomnic und Mezeřic, von Tasow, von Mostic, von Ejwan, von Měšic in Mähren, die Herren von Skruhrow und von Kostomlat in Böhmen sind die Nachkommen dieses Geschlechtes.[4])

7. Die **Hroznatowitzen** (Hroznatovici). Mit diesem Namen bezeichnet Dr. H. Jireček, abweichend von Palacký, jenes große Geschlecht, bei dem sich der Personenname Hroznata dauernd vererbte. Zu Anfang des 12. Jahrhunderts war dieser Stamm bereits in drei verschiedene Linien verzweigt, in die **Kaunitze**, die zwei Seeblumen im Schilde führten, in die Poděbrader Linie, die sich wieder in zwei Aeste theilte, von denen der eine, auf Chaustnik residirend, das Wappen mit der Leiter annahm (vgl. Seite 102), während der andere Ast ursprünglich einen von Roth und Silber schrägrechts getheilten Wappen-

---

[1]) Dr. Jireček: Slovanské právo. II, 66; Palacký's Geschichte Böhmens, II, 2—15.

[2]) Kolař: Nejstarši pečetí šlechty české, S. 2.

[3]) Jireček: Slovanské právo, II, 66; Erben: Regestas Boh.

[4]) Jiriček: Slovanske právo, II, 66—67; Palacký: Geschichte Böhmens, II, 2—17; Kolař: Nejstařsí pečetí, S. 19.

schild führte, später aber in drei Hirschgeweihen als Schildfigur sich gefiel, und in die Perucer Linie, aus welcher 1170 Mišek de Peruc und 1182 sein Bruder Hroznata Crispus de Peruc urkundlich genannt werden.

Aus dem Geschlechte der Kaunitze, deren ältester Ahnherr, Comes Herrmann, im Jahre 1109 als Abgesandter des böhmischen Herzogs in Deutschland weilte und im Jahre 1124 mit dem Kreuzheere in Jerusalem eintraf, entsprossen die Herren von **Kaunitz** (die heutigen Grafen) von Talmberg, von Rychna (Reichenau), von Ujezdec, von Čerčic und Kacov und die Wladyken und späteren Grafen von Martinic. Der Poděbrader Linie, deren Stammvater Sezena gleichzeitig mit dem obigen Herrmann im Jahre 1109 Böhmens Abgesandter beim deutschen Kaiserthrone war, entstammten die Herren von Chaustnik, die einzigen, welche das Wappen mit der Leiter fortführten, die Herren von Krašow, von Guttenstein, von Wrtby, von Frunstein, von Nekmiř, von Leštan, von Hunčic, von Stěpanovic, von Fußberg, von Aubĕnic und andere minder bedeutende Familien, welche gleich den letzangeführten drei Hirschgeweihe in ihrem Wappenschilde führten.[1])

8. **Die Drslawitzen** (Drslavici). Diesem uralten, mächtigen Geschlechte gehörten, soweit urkundliche Nachrichten reichen, die Gaugrafen von Pilsen an. Im 12. Jahrhundert war dasselbe bereits in mehrere Aeste getheilt und gebot im Pilsner und Klattauer Kreise über einen ausgedehnten Grundcomplex. Die Namen Drslaw, Černin, Udalrich, Bezpren, Břetislav, Sezena, Soběhrd waren bei demselben besonders beliebt und das gemeinschaftliche Wappen aller Linien war das Schild mit dem Dreibalken (trojčaří). Nur durch die Stellung dieser Wappenfigur unterschieden sich die einzelnen Zweige von einander. Eine Linie führte drei schrägrechte, die andere drei schräglinke Balken, eine dritte Linie bediente sich dreier wagrechter Halbbalken im rechten, ein anderer Ast derselben Wappenfigur im linken Felde. Professor Kolař hat in seiner hochinteressanten Abhandlung[2]) über das Geschlecht der Drslawitzen die Ansicht vertreten, daß auch die mächtigen Herren von Swojšin (Schweißing) mit allen ihren Zweigfamilien dem Geschlechtsverbande der Drslowitzen angehören. Seine Behauptung unterstützte er durch den Hinweis auf die Nähe der Stammsitze beider Geschlechter und auf das ursprüngliche

[1]) Jireček: Slovanské právo, II, 67; Palacký: Geschichte Böhmens, II, 2—14 und 16; Kolař: Nejstarši pečeti, S. 9, 10, 17, 18.

[2]) Památky archeologické, VIII, 81—88.

Wappen der Swojšine, welches drei Querbalken im Schilde zeigt und mit dem Drslawetz'schen Wappen sonach eine gleiche Wappenfigur hat. Durch die Stellung der drei Balken unterscheiden sich auch die den Drslawec nachweislich eigenthümlichen Schräg- und Halbbalken, und da constatirt wurde, daß die Schräglinksbalken und die Halbbalken im linken Felde vornehmlich von den jüngeren Söhnen des Hauses geführt wurden, vermuthete Prof. Kolař bei dem Drslawec'schen Wappen noch weitere und ältere Entwicklungsphasen und nahm folgerichtig an, daß die drei Querbalken das älteste Stammwappen waren, aus dem sich erst im Laufe der Zeit für die jüngeren Linien des Hauses die Schräg- und Halbbalken entwickelten. Ich bin in meinen „Beiträgen zur Genealogie des böhmischen Uradels" [1]) für diese scharffinnige Deduction vollends eingetreten, kann jedoch in theilweiser Richtigstellung nicht unerwähnt lassen, daß für den Beweis der beregten Stammverwandtschaft der Swojšine und Drslawec eine wesentliche Bedingung, nämlich die Gleichheit der Personennamen, abgeht. Bei den Swojšinen prävalirten die Namen Ctibor (Čestibor), Beneda, Udalrich, Wišemir, Wecemil, Wyšek.

Nur der Name Udalrich war auch bei den Drslawitzen zu Hause. Die Swojšin'schen Namen finden wir dagegen bei den Geschlechtern der Herren von Lipnic, von Wšerub und von Klingenberg (Zwikov) und Dr. H. Jireček sieht in diesen Geschlechtern Stammverwandte der Swojšine und nennt den Gesammtstamm derselben „die Čestibořici". [2]) (Siehe S. 110.)

Ich kann mich ohne neuerliche eingehende Nachforschungen und ohne ein Gutachten des Professors Kolař für eine dieser Ansichten vorläufig nicht entscheiden, bemerke jedoch, daß Professor Kolař in einem späteren genealogischen Aufsatz über die Swojšine [3]) von deren Stammverwandtschaft mit den Drslawec keine Erwähnung thut.

Die ältesten urkundlich verbürgten Ahnherren der Drslawitzen sind die im Jahre 1115 unter den Wohlthätern des Klosters Kladrub genannten Comes Udalrich und Černin (siehe S. 107 Anmerkung), ferner 1144 Drslaus castellanus (Gaugraf) Pilznensis, 1147 Bezpren, Sohn des Černin, und Břetislav, 1166 ein zweiter Drslaus castellanus Pilznensis, 1175 Sezena, ebenfalls Gaugraf in Pilsen. Zu den Drslawitzen mit den Halbbalken im Wappen zählten die Herren von

[1]) XI. Jahrbuch (1884) der k. k. heraldischen Gesellschaft „Adler" in Wien. S. 176—210.

[2]) Dr. Jireček: Slovanské právo, II, 71.

[3]) Pamatky archeolog. IX, 944—949 „Rozrod Svojšinských."

Svihov (Schwihau) und Skála, von Riesenburg, von Dolan, von Malešic, von Bystřic, v. Herštein, die Wladyken v. Wyrow, v. Swrčowes (Grillersdorf), v. Wřekowic, v. Skočic, von Chudenic, von Sulislav, v. Gumberg, v. Ulic, v. Plahúsen, von Mědražic und Sulek von Hradek.

Zu den Drslawitzen, welche im Wappen drei geschrägte Balken führten, meldeten sich die Herren v. Born, v. Žinkov (Schinkau), v. Litic, v. Horušan, v. Lopata, v. Zlovic (Schlöwitz), v. Mitterwalde, v. Potenstein im Pilsener und Prachyner Kreise, die Herren Žampach von Potenstein, v. Častalovic, v. Opočno, v. Dobruška, v. Heřmann-Městec und von Kostomlat im Chrudimer und Königgrätzer Kreise. Drslawetze waren übrigens auch die Wladyken v. Usuši, v. Knowitz, v. Hořic, v. Stajič, v. Chlum, v. Jedle, v. Chwojna, v. Bernartic in der Bechyner und Selčaner Gegend u. v. a.

Von allen diesen Familien blühen heute notorisch nur die Ritter, jetzt Grafen Černin von Chudenis; ein Zweig der Svihovský v. Riesenburg soll in Deutschland fortbestehen.

Die **Dynasten v. Swojšin**, von denen oben die Rede war, stammen von dem böhmischen Oberstburggrafen Etibor (1165), der sich im Jahre 1175 nach seiner Burg Swojšin bei Mies zum ersten Mal „de Sueysein“ schrieb und bis zum Jahre 1196 wiederholt als Vater der Brüder Beneda und Udalrich urkundlich vorkommt. Im 13. Jahrhundert finden wir die Swojšine bereits in die Linien der Herren v. Třebel (Triebel), v. Weicheln (Wischel, Wišeň), v. Kamenic, v. Swojšim (später Zmrzlik v. S.) und von Wyškau getheilt. Im 14. Jahrhundert reihen sich ihnen an die Zweigfamilien der Herren v. Wolfstein, der Wladyken v. Wssehrd, v. Wlkov, v. Stiahlau, v. Čičow, v. Těnowic und v. Schönthal.

Die Linien v. Wyškaň, v. Wolfstein, v. Wlkov und v. Wssehrd nahmen ein neues Wappen an, welches einen Wolfskopf im Schilde enthält, doch kehrten die Brüder Wilhelm und Beneda v. Wolfstein im Jahre 1406 zu ihrem Stammwappen zurück und führten den Wolfskopf nur als Helmkleinod. Die Herren und Ritter von Wyškau erhielten sich bis auf die Jetztzeit in den Freiherren (Měsiček) von Wyschkau in Deutschland, die Ritter von Wssehrd blühen ebenfalls noch heute als Freiherren und Ritter Schlechta-Wssehrdsky v. Wssehrd, und die Wladyken v. Schönthal starben erst im Jahre 1834 mit Friedrich Zadubský von Schönthal im Mannesstamme aus.[1])

[1]) Zahlreiche Quellen zur Genealogie der Drslawec und Swojšine citirte ich in meinen Aufsätzen über die Familien der Grafen Czernin und den Frei-

9. **Die Čestibořici**, von denen bereits auf Seite 108 Erwähnung geschah, waren bereits im 12. Jahrhundert in Böhmen und Mähren reich begütert, und ihr ältester urkundlich bekannter Ahnherr dürfte der Leche Stibor sein, welcher im Jahre 1048 böhmischer Prager Gaugraf war. Die Dynasten auf Lipnic, unter denen 1145 Comes Předwoj, 1239 Předvoj, Vater des Stibor von Lipnic, 1239—1249 Gaugrafen zu Prerau, hervorzuheben sind, die Herren von Wšerub, aus deren Reihe ich den Comes Hrdibor Niger (1125— 1140) und seinen Bruder Wecemil, 1121 Wecemil's Sohn Udalrich, 1212 Hrdibor de Weserub und 1231 dessen Sohn Wecemil nenne, und die Herren von Klingenberg (Zwikov), von denen 1235 Stibor und sein Sohn Wecemil Stibořic de Zwikov, 1229 Heinrich und Lupus (Wolf, Wlček) de Zwikov und des letzteren Söhne Unka und Wlček urkundlich genannt werden, gehörten diesem Geschlechte an.[1]) Aus der Lipnicer Linie stammte die berühmte Familie Tovačovský von Cimburg.

10. Die **Hronowitzen** (Hronovici). Die Namen Hron, Smil, Načerat, Lutibor, Ratibor, Bohušo waren in diesem Geschlechte zu Hause. Die ältesten, urkundlich sichergestellten Ahnherren sind die Lechen Načerat und Smil, welche im Jahre 1125 vom Herzog Soběslaus mit einer Botschaft an den deutschen Kaiser abgesendet wurden. Načerat empörte sich nach dem Tode Soběslaw's im Jahre 1141 gegen den Herzog Wladislaw und fiel mit Smil in der Schlacht bei Wysoka. Ihre Nachkommen waren Gaugrafen zu Glatz und Bunzlau und führten zwei kreuzweis gelegte Baumstämme im Wappen.[2]) Im 13. und 14. Jahrhundert verzweigte sich das Geschlecht in die Linien der Herren Berka v. Duba und Lipa, v. Lichtenburg, v. Liběšic, v. Pirkstein, Škopek v. Duba, v. Nachod, v. Aderspach, v. Ronov, v. Wiesenburg und Hlavač v. Třebechowic. Nur die Linie der Herren Křinecký v. Ronov erhielt sich bis auf unsere Tage und blüht im Grafenstande (Grafen Ronow und Biberstein) in Deutschland.

Ich bemerke noch, daß die Herren v. Lichtenburg im 13. und 14. Jahrhundert das reichste Adelsgeschlecht im Lande waren und die Herren v. Duba und Lipa durch den kühnen Helden und Staatsmann Heinrich v. Lipa (1304 bis 1329) zu seltenem Ansehen im Lande gelangten.[3])

herren und Ritter v. Schlechta im Jahrbuche der k. k. heraldischen Gesellschaft „Adler" 1884, S. 181—190; S. 207—210.

[1]) Jireček: Slovanské právo, II, 71.

[2]) Ueber die Wappenänderungen, die in diesem Geschlechte vorkamen, berichtete ich auf S. 103.

[3]) Palacký: Gesch. Böhm. II—2, pag. 8—10. Jirežek: Slov. právo, II, pag. 68; Kolař: Nejstařée pečeti, pag. 6.

11. Die **Janowitzen** oder **Wlastislawitzen** (Janovici, Vlastislavici) führten einen Adler (auch Doppeladler) im Wappen und stammten nach Dalemil von dem berühmten Luticerfürsten Wlatislaw ab.[1]) (Vgl. S. 15.) Zu ihren ältesten Ahnen, die sich vorwiegend den Namen Johann (Jan), Miroslaw, Strězimir, Zdislaw und Přibislaw bedienten, zählen die Brüder Miroslaw und Strězimir, Söhne des Gaugrafen Johann (Comes Jan), welche gemeinschaftlich mit ihrem Oheim, dem Grafen Křivosud, im Jahre 1130 wegen eines gegen den Herzog Soběslaw I. versuchten Mordanschlages zum Tode verurtheilt wurden.[2]) Die Janowitzen waren besonders im Saazer und Časlauer Kreise begütert und zerfielen im 14. Jahrhundert in die Linien der Herren v. Janowic und Winterberg (Plichta), v. Žerotin, v. Adler, v. Kolovrat, v. Ujezd; den Wladyken v. Zdiar (Sahrer v. Sahr), v. Komaric, v. Wlastislaw u. Jablonec[3]) v. Milikovic, v. Lipčic, v. Zahradka, v. Krchleb, v. Orlik, Čejka und Dvorecký, v. Olbranovic. Der uralte Stamm erhielt sich bis auf die Gegenwart in den Grafen Krakowský von Kolowrat in Böhmen, den Freiherren von Saar (Ždiar) in Oesterreich und Sahrer von Sahr in Sachsen.[4])

12. Die **Buzitzen** (Buzici). Die Stammreihe dieses Geschlechtes beginnt mit dem Lechen Buz, dem Vater des tapferen Dětřišek, welcher im Jahre 1110 in der Schlacht am Riesengebirge gegen die Polen den Heldentod fand. (Palacký: Geschichte Böhmens, I, 374). Die Mitglieder dieses Hauses führten einen Eberkopf im Wappen und waren erkennbar an den Namen Buz, Protiva, Udalrich, Zdislaw, Wilhelm. Buzici waren die reichen Herren Zajic v. Waldek, v. Hasenburg, die berühmten Herren Löw v. Rožmital, die Herren v. Schellenberg, v. Homberg, v. Stěnovic, v. Chotěšow u. A. Der ganze Stamm gilt heute als erloschen, doch sollen die Herren v. Rožmital in ärmlichen Verhältnissen in Mähren weiterbestehen.[5])

13. Die **Witkowitzen** (Vitkovici). Der älteste, urkundlich nachweisbare Ahn derselben ist der königliche Obertruchseß Witek 1169

[1]) Dalemil singt von ihnen auf das Jahr 1314: „W krasném se ščitě znajú" — „w zlaté fiolněj orlici" — „Wlastislawowi rodici." — (Dalemil's Chronik, Cap. 22 in den „Fontes rerum Boh.")

[2]) Palacký: Geschichte Böhmens I, 406.

[3]) Joh. Jablonec v. Wlastislaw auf Chlumčan und die Brüder Rehnik, Hašek und Johann v. Jablonec führen in ihren im Dresdener Archiv befindlichen Wappensiegeln aus dem Jahre 1420 einen Adler mit zwei Köpfen und um den Wappenschild die Inschrift, daß sie von Wlastislav herstammen.

[4]) Palacký: Geschichte Böhmens II, 2, S. 11 und 12; Jireček: Slovanské právo, II, 68; Kolař: Nejstarší pečeti šlichty české, S. 17 u. A.

[5]) Palacký: Geschichte Böhmens, II, 2, S. 10; Jireček: Slovanské právo, II, pag. 69—70; Kolař: Nejstarší pečeti etc. pag. 8—9.

bis 1176). Sein Geschlecht beliebte sich einer Rose im Wappen und theilte sich im 13. Jahrhundert in die Linien der Herren von Rosenberg, die bis zu ihrem Erlöschen (1611) durch Macht und Reichthum den Vorrang unter den übrigen Adelsgeschlechtern des Landes behaupteten, v. Krumau,[1]) den Herren v. Neuhaus, v. Landstein, v. Austic und v. Straž. Zu den Witkowitzen gehörten übrigens noch andere Herren und Wladyken, die ebenfalls eine Rose im Wappen führten und im 13. und 14. Jahrhundert auf Borotin, Seltsch, Roudné, Skalic bei Tabor, Mezimost und Drahov bei Wesseli, auf Maršowic und Amschelberg bei Selčan, auf Hořic bei Krumau und auf Chrast bei Horaždowic siedelten. Alle diese Geschlechtszweige waren schon im 13. Jahrhundert unter dem Gesammtnamen „Witkonides" bekannt. Die große Macht dieses Hauses beweisen die Worte des Chronisten: „Eodem anno (1276) Vitconides cum ingenti militia a rege recesserant."[2])

14. Die **Marquartitzen** (Marquartici). Der Ursprung dieses Geschlechtes fällt in das 11. Jahrhundert und den Namen selbst entlehnte Palacký von dessen ältesten nachweisbaren Ahnherrn Marquard, welcher zur Zeit des Herzogs Wladislaw I. lebte und drei Söhne, Herrmann, Hawel (Gallus) und Zawiš, hinterlassen hat. Die Mitglieder dieses Hauses waren Gaugrafen von Tetschen und hatten sowohl im Tetschner als auch im Bunzlauer Gaue große Besitzungen. Zu Ende des 12. Jahrhunderts schrieben sich die Marquartitze v. Ralsko, v. Turnau, v. Marquartic ꝛc. Im 13. Jahrhundert tauschten sie jedoch ihre Namen in neue, zumeist deutsche Familiennamen ein, die von den neuerbauten Burgen herrührten. So finden wir seit Mitte des 13. Jahrhunderts die Linien der Herren v. Löwenberg, v. Waldstein, v. Wartenberg, v. Zwiřetic, v. Michalovic (Michelsberg) und v. Kumburg. Daneben bestanden noch die Zweige der Herren v. Gabel (Jablonec), v. Polna, v. Welešin, v. Rotstein, v. Tuchoměřic, der Ritter von Eisenstadtl (Železnice) und von Weselic, die sämmtlich das uralte Stammwappen, einen aufrecht stehenden Löwen, im Schilde führten. Nur die Herren von Wartenberg, v. Zwiřetic und v. Michalovic änderten zu Ende des 13. Jahrhunderts ihre Wappen und erwählten sich einen von Schwarz und Gold, auch von Schwarz und Silber getheilten Schild zu ihrem Hauswappen.[3]) Das Geschlecht der Marquartitzen

---

[1]) Der berühmte Zawiš v. Falkenstein und Krumau gehörte dieser Linie an.

[2]) Kolař: Nejstarší pečeti šlechty česki, 1—2.

[3]) Palacký: Gesch. Böhm. II—2, pag. 14; Jireček: Slovanské právo, II, 71 Kolař: Nejstarší pečetí šlechty české, pag. 10, 1—15.

verpflanzten bis auf die Jetztzeit die Grafen Waldstein-Wartenberg und die adelige Familie Čeněk v. Wartenberg. Die letztere entstammt einem verarmten Seitenzweige der mächtigen Wartenberge und ihre Sprossen bedienen sich weder eines Grafen- noch Freiherrntitels.

15. Die **Zdeslawitzen** oder **Diwišewitzen** (Zdeslavici, Diviševici). Die Lechen Diviš und Zdeslav, letzterer Sohn des Vlah, welche bei Cosmas auf das Jahr 1130 erwähnt werden, [1]) sind die Stammväter dieses Geschlechtes. Ihre Namen vererbten sich auf die Nachkommen und erfreuten sich bei dem ganzen Geschlechte nächst den Namen Vlah, Jaroslav, Albrecht und Rudolph großer Beliebtheit. Das Grafenamt des Kauřimer Gaues war in diesem Geschlechte geradezu erblich.

Im Jahre 1167 war ein Zdeslaw Gaugraf in Kauřim, ein zweiter Zdeslaw, Sohn des Diviš, war in den Jahren 1170—1183 Gaugraf von Saaz und im Jahre 1177 wird wieder ein Rudolf als Kauřimer Gaugraf genannt.

Im Anfang des 13. Jahrhunderts schrieben sich die Sprossen dieses Hauses von Divišow, von Chlumec, von Slivna, [2]) von Poděhus.

Zdeslaw von Chlumec erbaute im Jahre 1243 in Böhmen und im Jahre 1253 in Mähren je eine Burg Sternberg und wurde so der Ahnherr der böhmischen und mährischen Herren von Sternberg, die im Grafenstande noch heute fortbestehen. [3])

16. Die **Baworawitzen**, (Bavorovici). Die nachweisbare Ahnenreihe dieses Hauses beginnt mit dem Lechen Bavor, welcher im Jahre 1167 dem Leitomyschler Kloster einen Theil des Gutes Ivanovic zum Geschenke machte. Die Söhne seines Enkels Dluhomil schenkten im Jahre 1183 Ivanovic dem Johanniterorden. Die Bavorowitzen führten einen Pfeil im Wappen, besaßen im Südosten Böhmens und in Mähren große Besitzungen und verzweigten sich frühzeitig in zahlreiche Linien. Den ältesten und mächtigsten Ast repräsentirten die Herren von Ba-

[1]) Dux vocavis comites Sdezlaum, filium Blagonis, alterum Diviss. (Jireček: Slovanské právo, II, 70).

[2]) Der glorreiche Sieger von Kressenbrunn, Jarošius magnus (1241), gehörte dieser Linie an. Professor Kolař vermuthet allerdings in den Herren von Slivna und Poděhus Vorfahren der Familie Tovačovský von Cimburg und weist nach, daß Albertus de Poděhus im Jahre 198 nicht das Sternberg'sche Wappen (goldener Stern im blauen Felde), sondern einen Fuchs als Helmkleinod führte (Kolař: Nejstarší pečeti, S. 23).

[3]) Palacký: Gesch. Böhm. II, 2, pag. 16—17; Jireček: Slov. právo, II, 70; Kolař: Nejstarší pečetí, pag. 16—17.

woron und Strakonic. Ihnen reihen sich an die Herren v. Nectin, v. Stěkná, v. Blatna, v. Witějowic, v. Pořešin, v. Stropnic, die Wladyken von Zhoř im Pilsner Kreise, v. Drahenic, v. Křemž, v. Chlum, v. Dvořec, v. Stradow, v. Maškowec, v. Stein-Ujezd im Prachiner und Budweiser Kreise, von Welimowic im Taborer, von Ottwitz im Leitmeritzer Kreise u. A. Das ganze Geschlecht erlosch erst zu Anfang dieses Jahrhunderts mit dem k. k. Oberlieutenant Freiherrn Anton Beneda von Nectin.[1])

Diese 16 Lechengeschlechter sind die ältesten und bedeutendsten in Böhmen: außer ihnen kennen wir noch einzelne andere, ich übergehe jedoch die mit Stillschweigen und gedenke nur noch in Kürze der ersten mährischen Lechengeschlechter, die auch frühzeitig in Böhmen ansässig waren. Dahin gehört vor Allem das Haus der **Bočeks** (Bočkové), dessen Ahnen Mikul und Kuna im Jahre 1145 an der Gefangennahme des Bischofs Zdik sich betheiligten, und dessen hervorragendster Sprosse der böhmische König Georg ist. Das Geschlecht theilte sich im 13. Jahrhundert in die Linien von Kunstat und von Drnowic.

Die Herren von Kunstat zerfielen wieder in die Zweige der Herren von Kunštat und Poděbrad, Kuna von Kunštat und Zajimáč von Kunštat.

Hervorgehoben sei noch das Geschlecht der **Boskowitzen**, benannt nach seinem Ahnherrn Boček (1145), Vater des Jimran von Boskowic, das Geschlecht der **Sulislawicen**, die sich im 13. Jahrhundert in die Linie von Los (z Lozy) von Pnštluk und von Zbirow theilten, das Haus der Bunowitzen und Ratibořicen.[2])

[1]) Kolař: Nejstarší pečetí, pag. 5; Jireček: Slov. právo, II, pag. 71—72.
[2]) Dr. Jireček: Slovanské právo, II, 69—71.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Meine Erinnerungen an die Schlacht von Magenta (4. Juni 1859).

Erzählt von Karl Freiherr v. Binder-Kriegelstein.

„Ach! Ich bitte Sie, wärmen wir den alten Kohl nicht auf!" — „Was!" rief ich meinem Bekannten zu, der meiner Erzählung bisher gefolgt war, und ich sprang dabei erregt vom Stuhle auf. „Was? Alter Kohl? Es ist weder ein alter, noch ein Kohl überhaupt; übrigens..." — „Nun also," beruhigte er mich, „erzählen Sie in Gottes Namen weiter." Da griffen wir wieder zu unseren Cigarren und thaten einen Schluck Wein aus den Gläsern vor uns.

„Nein, mein Herr, kein alter Kohl, sondern der 4. Juni war ein merkwürdiger Tag, ein Schicksalstag, ein Tag, an welchem der kaiserliche Krieger den Beweis lieferte, daß das Blut seiner Großväter von 50 Jahren her noch nicht verwässert war in den Adern der Enkel; ein Tag, an welchem Gyulay mit Recht hätte beten können, wie dereinst Josua im Thale von Askalon: „Sonne stehe still!"; ein Tag, der nur noch sechs Stunden gebraucht hätte, um die offenbare Niederlage des neuen Imperators zu sehen; ein Tag, an welchem es an dem berühmten Haare von Leipzig hing, daß er nicht ganz anders ausklang, und welches Haar wohlweislich in keinem französischen Raritätencabinete gezeigt wird; ein Tag, an welchem man das Angstklappern der Zähne aus dem französischen Hauptquartiere deutlich über den Ticino herüberhörte; ein Tag, der gemacht war, die Karte Europas für Jahrzehnte hinaus zu gestalten, mit Einem Worte, genau ein Tag wie der 21. Mai 1809.

8*

Und solche Tage soll der Oesterreicher wahrhaft in Ehren halten, und wenn auch zehnmal der Enderfolg nicht für ihn war; er hat daran wahrhaftig keinen Ueberfluß.

Berufene Urtheiler behaupten, daß in diesen Nachmittags- und Abendstunden des 4. Juni genügend Materialien zu einem kleinen Waterloo gesteckt haben, und daß nur die zaghafte Hand des österreichischen Feldherrn nicht vermocht, dieselben zu historischer Thatsächlichkeit zu erwecken.

Und dann gab es keinen 24. Juni mehr und ebensowenig ein Jahr 1866 noch 1870. Wollen Sie noch mehr?"

Mein Zuhörer schwieg ganz verblüfft, und ich fuhr zu erzählen fort:

„Bisher waren wir ziemlich zwecklos in der Lomellina herumspaziert; außer dem blutigen, übrigens resultatlosen Gefechte bei Montebello war nichts von einiger Bedeutung vorgefallen. Ich will mich hier in keine Kritik der bisherigen Operationen einlassen; wollen Sie Näheres darüber erfahren, so lesen Sie den gelehrten Tiftler Rüstow oder den ordinären Flachmaler Wachenhusen, oder wen Sie sonst wollen; das Endergebniß ist bei Allen das gleiche, welches auch ich miterlebt; nämlich aus dem verworrenen Stimmengewirr, welches damals über dem kaiserlichen Heere summte und schwirrte, bildete sich immer deutlicher ein Lied heraus nach einer alten, bekannten Melodie, und dieses Lied mit dem Refrain: „Rückwärts, rückwärts, Don Ranudo", ist dann der Schlachtgesang der österreichischen Armee geworden und leider mit besonderer Dauerhaftigkeit als solcher bis zum Ende geblieben.

Und unter dem leisen Summen dieses Liedes war es auch, daß wir am 3. Juni Abends bei Bereguardo am Ticino in endloser Colonne über die Kriegsbrücken zogen, welche dort den breiten Rücken des geduldigen Stromes in sanftem Bogen überspannten.

Ich weiß nicht, ob dieses Bereguardo dasselbe Belriguardo ist, wohin die immerhin etwas kokette Leonore den harmlosen Simpel Tasso kaltstellen wollte, nachdem sie demselben seinen besten poetischen Saft herausgequetscht; ich weiß nur, daß wir alldort dem undankbaren Lande Cavour's definitiv den Rücken kehrten, uns an der sanften Uferbank hinaufwanden und wie eine in den Strahlen der untergehenden Sonne glitzernde und flimmernde Riesenschlange langsam fort und in das aufdunkelnde Land hineinbewegten.

Wahrhaftig und mit Recht der Garten Europas. Rechts und links der prachtvollen Heerstraße, welche streckenweise mit mächtigen

Maulbeerbäumen gesäumt war, deren verstaubtes Laub wie dürstend dem leise herabsinkenden Abendthau entgegenzitterte, dehnten sich in den üppigen Niederungen die Felder mit schwerem, grüngrauem, heranreifendem Getreide, und leise wogten die schwellenden Aehrenschichten unter den zarten Resten eines über dem Boden hinschwindenden Lufthauches. So weit das Auge reichte, zogen sich in rechtem Winkel zur Straße von zehn zu zehn Klafter Entfernung ungefähr endlose Linien von Maulbeerbäumen zwischen den Feldern, deren Stämme, bis zur niederen Krone hinauf durch üppig grünende und wuchernde Rebenfestons verbunden, gleich einer Theaterdecoration in sanften Parallelbogen hinauszogen und am Horizonte des Auges zu einer lieblichen Culturwildniß verrannen und verschwammen.

Und zwischendrinnen in dem grünen Gewirre oder aus dem Dufte der herniedersinkenden bläulichen Dämmerung heraus leuchteten hie und da die Häuser der Coloni und Pächter in graulichweißem Schimmer herüber mit dem flachen, gefurchten Dache aus Hohlziegeln, dem hellen Feuerscheine im Hausflur, dem niederen Schornsteine und dem blauen, friedlichen Abendrauche darüber.

Und mitten in diesem Bilde idyllischen Friedens rasselte und klirrte es von schleichenden Wagenreihen oder polternden Geschützzügen und klapperte im ledernen Schalle der gleichmäßige Taktschritt der Bataillone, und von leisem Lufthauche gestrichen, zogen dichte Staubwirbel flach über den Boden hinweg in die Baumreihen und Felder im Westen hinein, auf breite Strecken Laub und Getreide und Gras mit feinem, grauem Schleier überdeckend.

So wanden sich die Doppelreihen in den leise herniedersinkenden Abend hinein unter gedämpftem Geplauder, unter dem Qualmen der kurzen Pfeifen, hie und da unter leisem Gesange, das Gewehr nachlässig geschultert, die Röcke geöffnet, so weit das furchtbare Riemzeug der Rüstung von dazumal ein Oeffnen gestattete, die Cravatte abgenommen, den schweren Czako am Arme hängend, als plötzlich Hornsignale von vorne her erklangen und gleich darauf das Commando „Halt“ von Bataillon zu Bataillon zurückgellte.

Die Colonnen prallten zuerst leicht aneinander, dann stockte alles, die Reihen lösten sich, und die Leute, welche heute schon einen schweren Marsch hinter sich hatten, lagerten an den Rändern und in den Gräben der Heerstraße zu kurzer Rast. Dann wieder klapperten von vorne ein paar berittene Officiere daher, der Generalstabshauptmann hielt an, sprach mit dem Major des Bataillons eine Weile,

deutete hierhin und dorthin in das Dunkel des Abends hinaus, und als er nicht mehr zweifeln konnte, daß er vollkommen verstanden worden sei, salutirte er kurz, und zwar mit dem Zeigefinger der rechten Hand, wie es bei Generalstabsofficieren üblich, und verschwand bald darauf klappernd mitsammt seinem Begleiter im herniedersinkenden Abenddämmer, welcher sich von vorne her leicht auf die Gefilde und auf uns niederließ.

Gleich darauf wurde wieder angetreten; die Colonnen setzten sich von Neuem in Bewegung, und nach einem Marsche von wenigen Minuten gelangten wir an eine Straßengabel, auf welcher ein Theil der Brigade westwärts abschwenkte, während das Grenadier- und das zweite Bataillon des Regimentes, bei welchem ich damals diente, in nördlicher Richtung fortmarschirten und beim Herabsinken des Nachtdunkels in dem kleinen Orte Morimondo anlangten.

Ich stand damals, wie gesagt, im zweiten Feldbataillon des kaiserlichen 31. Infanterieregimentes Baron Culoz, zur Zeit Brigade Dormus, so genannt, weil dieser unser Oberst nach Abgang des früheren Brigadiers, des Prinzen Alexander v. Hessen, nebenbei gesagt späterer Bundesfeldherr des achten Bundesarmeecorps im Jahre 1866 und Vater des Helden von Slivnitza, Alexander Battenberg, welcher . . ."

„Aber, mein Gott! Wohin gerathen Sie doch?" warf mein Zuhörer etwas pikirt ein und gab Zeichen von Ungeduld von sich, so daß ich mich beeilte, wieder ins Geschirr hineinzufahren.

„Ja, gewiß. Also Brigade Dormus ad interim natürlich, zweites Bataillon, 31. Regiment, Corps Stadion Nr. 5; schönes Corps, schönes Regiment, schönes Bataillon, auch eine schöne Gegend. Alles war schön, nur nicht mein Schlafzimmer, ich mußte nämlich in einem Hühnerstalle übernachten."

„Ha, ha, ha!" lachte mein Zuhörer. „Was Sie doch übertreiben."

„Uebertreiben?" Das verdroß mich. „Ich bitte, ich habe damals Leute gekannt, welche nicht einmal in einem Hühnerstalle, welche gar nirgends übernachtet haben."

„Erlauben Sie," brüllte mein Zuhörer erbost und sprang auf, „nirgends übernachtet?"

„Nun ja. Uebernachtet wohl, aber auf der Straße oder angelehnt an die Häusermauern. Uebrigens war dieses Morimondo ein elendes Nest, und ich fürchte, es wird heute auch nicht besser sein. Zu haben war platterdings nichts, gar nichts, nicht einmal Stroh; hätten wir nicht unser Commißbrot gehabt, so wär's uns schlecht ergangen; wir

hätten uns ungenachtmalt zu Bette oder dorthin legen müssen, was für uns das Bett vorstellen sollte. So aber ging's. Eigentlich hungrig blieben nur Jene, welche das Brot, so sie für drei Tage ausgefaßt, nicht mitschleppen mochten und dasselbe beim Uebergange über den Ticino am Abend dort hineingeworfen hatten. Das war aber lediglich ihre eigene Schuld und nicht nöthig, denn nicht Alle haben so thöricht gehandelt, sondern es gab welche, die ihre Ration unverdrossen mitrugen. Und diese konnten es jetzt ganz üppig geben, umsomehr als die Brunnen in Morimondo recht gutes Wasser lieferten, was in jener Gegend eine Seltenheit ist.

So standen und saßen und lagen die alten Burschen in ihren verstaubten Uniformen um die spärlichen Feuer auf der Straße oder an den Mauern und Thüren der kleinen Häuser, in denen nirgends mehr ein Lichtschimmer zu sehen war, da sich die Bewohner entweder finster grollend oder erschreckt in irgend einen dunklen Winkel ihrer Behausungen zusammengekrochen hatten. Und als ich so von einer Runde außerhalb des nächtlichen Ortes zurückkehrend auf der Straße daherschritt, zwischen den lagernden Gruppen durch, aus dem tiefen Schattenkegel auftauchend in den düsteren Halblichtschimmer der verglimmenden Lagerfeuer hinein, hindurch und wieder hinaus in die purpurne Finsterniß der nächsten Strecke, und als ich dann über diese herüber wieder kleine Lichtoasen aufglänzen sah und Gestalten und Schatten huschen und das leise Summen der Stimmen hörte und wieder eine einsame, melancholisch tremolirende Cadenz, und als ich dazu den scharfen, beißenden Rauch der grünen, verglimmenden Zweige spürte, da schlich sich eine Lenaustimmung in meine Seele, und meine Verfassung ward trotz des genossenen Commißbrotes eine weiche und weihevolle.

Wie, so meditirte ich, wie, diese Tausende, so hier lagern, von denen Jeder von seiner Mutter unter Wonnen empfangen, unter Schmerzen geboren, unter unendlicher Liebe und Hingebung bis an die Schwelle des Mannesalters geführt ward, von denen sich bis heute schon ein Theil geopfert, von denen so Viele sich noch opfern werden für die Größe und Macht ihres Kaisers, für die Ehre mindestens ihres Regimentes und ihrer Fahne; wie, ist es wirklich . . ."

„Erlauben Sie, Verehrtester," unterbrach hier mein Zuhörer, „das wird mir fast zu transcendental. Sie werden ja ganz poetisch."

Ich schreckte zusammen. „Poetisch? Gott bewahre. Wenn Sie von mir Poesie haben wollen, da müssen Sie ganz andere Dinge lesen, zum Beispiel —"

„Zum Beispiel?" forschte der Andere.

„Ah bah. Gar nichts. Uebrigens werde ich von nun an im trockensten Feuilletonstyle heruntererzählen.

Also, ich kam endlich zur Ruhe in meiner Hühnerkammer und horchte noch ein wenig hinaus auf das leichte Säuseln des Nachtwindes in einer Gruppe hochragender Silberpappeln, auf das leise und langsam ersterbende Gemurmel der Stimmen auf der Straße, auf das gedämpfte Herüberklingen der Postenrufe; endlich verschwammen alle Töne zu einem wirren, sanften Gesumme, unter welchem ich zu langem, friedlichem Schlummer hinsank . . .

Am nächsten Morgen beim ersten Hahnenschrei war ich wach. Auf der Straße und in den Häusern begann es überall sich zu regen. Die Tagwache scholl gewirbelt und geschmettert hinaus in die balsamischen Lüfte, die verschlafenen Gestalten begannen sich vom Boden zu erheben, zu dehnen und zu recken und gingen an die gewohnte Morgentoilette. Die blechernen Menageschalen wurden hervorgesucht, beim nächsten Brunnen mit Wasser gefüllt und dann der Reihe nach mit Zuhülfenahme von Seifenrestchen als Waschbecken benützt."

„Die Menageschalen?" frug mein Zuhörer mit sonderbar glotzenden Augen und spuckte aus.

„Gewiß. Die Menageschalen. Ich erzähle nur die Wahrheit. Die Menageschalen sind zu Vielem diensam. Wir hatten einen Unterarzt bei der Compagnie, das war ein feiner Menschenkenner; der hat die Menageschalen bei seinen Curen benützt. Der hatte stets drei derlei Schalen bei der Marodenvisite. Zwei davon waren mit klarem, reinem Brunnenwasser gefüllt, die dritte war leer.

Die Simulanten, deren es stets welche giebt, die fand sein Blick sofort heraus. Diesen fühlte er den Puls, ließ sich die Zunge zeigen, und betrachtete dieselbe aufmerksam, dann faßte er aus der einen Schale drei, aus der anderen zwei Löffel voll in die leere dritte hinein, mischte das Ganze behutsam und gab es dann dem Schwindler zu trinken. Jeder wurde gesund, es kam Keiner zum zweiten Male wieder. Die wirklich Maroden freilich, diese wurden mit echter Medicin und Sorgfalt behandelt, aber deren gab es sehr wenige. Verwundete und Todte genug, aber Kranke sehr wenige; ich erinnere mich kaum, je einen Nachzügler gesehen zu haben; die Leute waren meist alte Diener und hatten viel Ehre im Leibe. Blieb Einer zurück, war's gewöhnlich ein Zigeuner. Ja gewiß; wir hatten mitunter prachtvolles Materiale in der kaiserlichen Armee.

So ging's eine Weile fort mit Putzen und Säubern der Monturen und Waffen, dann traten die Compagnien an zur Befehlausgabe, wobei mir noch erinnerlich ist, wie Alles auf einen etwas längeren Aufenthalt hindeutete. Indeß war die alte Sonne bis ungefähr zum halben Quadranten langsam und unverdrossen hinaufgeklommen wie sie es alle Tage that, will sagen, daß es inzwischen 9 Uhr geworden war. Die Mannschaften durften abtreten, die Köche wurden zur Fassung der Menage beordert, und Alles verschlich sich, so weit der Dienst nicht an die Stelle bannte, in den Schatten der Gehöfte oder aber in das spärliche Dunkel der wenigen Obst- und Maulbeerbäume. Ich selbst begab mich, sobald der Dienst erledigt war, in das Haus, in dessen Nebenlocalitäten ich übernachtet, und, Feinschmecker wie ich von jeher war, trachtete ich, mir zum ärarischen Rindfleische noch einen besonderen Leckerbissen zu verschaffen. Der Hahnenschrei beim Tagesgrauen war so verlockend gewesen, daß ich beschloß, mich, koste es, was es wolle, in den Besitz eines Huhnes zu setzen. So rückte ich denn in meiner ganzen kriegerischen Pracht in Csako und Feldbinde glänzend und klirrend in den ziemlich geräumigen Flur des Hauses, der zugleich Vorhalle, Wohnzimmer und Küche war und sah mich gleich darauf der Eigenthümerin gegenüber.

Aber da kam ich schön an mit meinem Verlangen. Kaum hatte ich der Dame mein Begehren eröffnet, um mein gutes Geld ein Huhn zu erwerben, als dieselbe mit einer solchen Fluth von Betheuerungen, Beschwörungen, ja sogar Schimpfworten über mich herfiel, daß ich platterdings nicht im Stande war, die Conversation fortzusetzen. Haben Sie schon einmal eine alte Italienerin gesehen mit dicken Strähnen eisengrauer Haare, die um das gelbe Gesicht und den mageren Hals wie Taue peitschen, mit Triefaugen, schwarz, gebeizter Tabaknase, ein schmutziges Tuch über die schauerlichen Abgründe eines unbeschreiblichen Busens nur zur Hälfte gezogen, zur Hälfte wegflatternd, mit ausgefranstem Kittel und vertretenen Schlappschuhen? Nun, die Jungen sind mitunter recht nett, sogar schön, obgleich fast stets etwas salopp in der Kleidung; aber eine Alte, dazu der vulcanisch hervorsprudelnde Redefluß, die Verschwörungen, das greuliche Gesticuliren, mit Einem Worte, ich war gerade dabei, auf jedes Huhn zu verzichten, besonders da Madonna Teresa, oder wie die Vettel hieß, bei ihrem Schutzpatron schwor, daß sie kein Huhn mehr besitze, seitdem ihr die maledetti Austriaci ihr letztes weggenommen, als plötzlich mein Bursche mit einem großen Huhn hereinkam, welches wahrscheinlich aus seinem Ver-

stecke entflohen, und welches er im Hofe eingefangen hatte. Da fügte sich die Alte doch ins Unvermeidliche und verkaufte mir ihr letztes Huhn, wie sie sagte, um zwei Gulden in gutem, schwerem Silber."

„Lächerlich," unterbrach da mein Zuhörer; „zwei Gulden für ein Huhn in Feindesland? Da nimmt man ohne Bezahlung."

„Glauben Sie? Und ich war noch froh, daß die Alte mir das Geschöpf überhaupt überließ. Hätte sie sich geweigert, so wäre es eben bei der Weigerung geblieben. Was auch Nörgler und Kritiker an der österreichischen Armee auszusetzen haben mögen, aber in Einem Punkte übertraf sie alle Heere der Welt; im Punkte der Disciplin und Mannszucht. Nicht nur Requisitionen auf eigene Faust, sogar das Abhauen der Maulbeerbäume zur Errichtung von Laubhütten im Lager als Schutz gegen die glühende Sonne war vom Armeecommando mit standrechtlicher Behandlung bedroht und das in einem Lande, wo uns nicht nur die Menschen, sogar die Hausthiere feindlich gegenüberstanden. Alle Esel schlugen nach uns, und alle Hunde bellten uns an. Aber dieser Geist wahrer Humanität, welcher die Schrecken des Krieges auf die kurzen Augenblicke der Schlacht beschränkt, gereicht dem kaiserlichen Regiment zu hoher Ehre.

Meine erste dienstliche Verrichtung am Tage meines Einrückens bei der Compagnie in einem Meierhofe der Lomellina bestand darin, einem alten Szekler, ehemaligen Honved, nun Gemeiner, Fünfundzwanzig aufmessen zu lassen, weil er ohne Anweisung zwei Eier aus dem Hühnerstalle genommen hatte."

„Pfui, Stockprügel," brummte mein Zuhörer; „da wundert mich das Mißgeschick der Armee nicht. Wo bleibt da das Ehrgefühl?"

„Mein Herr!" rief ich aber da erregt und sprang auf; „Ehrgefühl! Der Mann mit seinen Fünfundzwanzig ist am 24. Juni vor meinen Augen, ohne Commando, auf eigenen Antrieb in den Tod gegangen für die Ehre seiner Fahne und seines Heeres. Mein Herr, versuchen Sie es mit Ihrem Ehrgefühl von heute, ob Sie es besser machen, als die Gefuchtelten von dazumal; wie z. B. die kaiserlichen Grenadiere bei Turin, ohne einen Schuß zu thun, Gewehr im Arm bis auf zehn Schritte an die französischen Verschanzungen vorrückten und unerschüttert durch das verheerende Feuer in Einem Anlaufe hineindrangen.

So wenig die Schamhaftigkeit im Hemde liegt, so wenig wohnt die Ehre im Sitzfleisch, sondern in der Seele, und die heutige Generation hat erst den Beweis zu erbringen, welche die Alten zur Bewun-

derung von Freund und Feind damals erbracht. Aber nicht blos die Ehre macht's, sondern auch die Zucht, und deren Werth zeigt sich erst recht im Falle eines Mißgeschickes. Der kaiserliche Soldat von damals hat trotz der Fuchtel das Schlachtfeld nie anders verlassen als Schritt für Schritt, das Antlitz dem Feinde zugewendet.

Nicht alles Alte war schlecht, und bei dem Materiale von dazumal war es nothwendig und heilsam. Jetzt freilich sind wir viel civilisirter und feiner geworden; jetzt schwimmen wir lustig im Fahrwasser der Individualisirung dahin und die Arten lösen sich gemach zu divergirenden Einzelexistenzen auf, denen der Blick für gemeinsame Strebungen immer mehr schwindet. Dafür haben wir uns auch, als ob den alten guten Gattungsnamen ein häßliches Brandmal ankleben würde, ein neues Lexikon von Benennungen zusammengekleistert und prahlen förmlich mit einer Tartüfferie in Benamsungen, welche zwar oberflächlich scheinen, in der That aber das Wesen der Dinge treffen.

Nach dieser Abschweifung fuhr ich fort: „Die Mannschaften mit den Etappen an Fleisch und Reis waren eingerückt; bald zischte und brodelte es auf der Straße und unter den Hausfluren in den Kesseln und auch mein Huhn war gerupft und sott, daß es eine Freude war. Es war eine alte Bruthenne, aber ich verstand das zu jener Zeit noch nicht und freute mich auf den saftigen Schmaus. So war es allgemach 11 Uhr geworden, als sich auf der Straße eine sonderbare Bewegung wahrnehmen ließ. Von einem Ende des Ortes sprengte der Regimentsadjutant auf der Straße daher, hielt einen Augenblick bald hier, bald dort, sprach mit dem und jenem Hauptmann und sprengte dann wieder zurück, dorthin, von wo er hergekommen. Die Hauptleute riefen nach ihren Feldwebeln und nach ein paar gewechselten Worten die Feldwebel wieder nach den Hornisten. Und während noch alle Mannschaft von den Plätzen wegtritt mehr in die Straße hinein, um zu erfahren, was die ganze Bewegung bedeute und die am Boden Liegenden sich langsam erheben und in Gruppen flüsternd zusammentreten, und während selbst die Köche für einen Augenblick der Obsorge für ihre anvertraute Speise vergessen und Alles noch mit offenem Munde dasteht, schmettert und wirbelt plötzlich das Signal „Vergatterung" die staubige Dorfstraße hinauf und hinunter und tönt in zahllosen Echos aus allen Höfen und Gärten heraus in unaufhörlichem Klingen und Gerassel, zum Zeichen, daß Jedermann sofort mit Aufgeben jeder anderen Thätigkeit sein Gewehr zu ergreifen und seinen Platz in Reih und Glied einzunehmen habe, gewaffnet, gerüstet und der weiteren Befehle gewärtig.

Schneller fast, als es sich beschreiben läßt, functionirt die Maschinerie einer wohldisciplinirten Truppe. Die letzten Wirbel und scharfen Stöße der Signalhörner waren kaum im dahinsterbenden Echo der Häuserwände verhallt, als auch schon die Fleischkessel umgestürzt, die Waffen und Rüstungen aufgenommen waren und die Compagnien längs der Straße in Reih und Glied geordnet dastanden. Mit dem Speisen war es für diesmal nichts. Der Oberst mit dem Adjutanten kam dahergesprengt, ritt die Fronten ab, verschwand dann wieder gegen den Ausgang des Ortes zu; in den Colonnen entstand eine Bewegung, von Abtheilung zu Abtheilung erscholl dumpf, heller, ganz laut das Commando „Rechts um", und unter den Klängen eines lustigen Marsches, welche von der Musikbande an der Spitze des vorausmarschirenden Grenadierbataillons in abgerissenen Bruchstücken und gedämpft zurückhallten, verließen wir den Ort, dessen verschwunden gewesene Bewohner jetzt plötzlich mit Mienen an den Hausthüren erschienen, in denen sich die gemischtesten Empfindungen ausprägten.

* * *

So ging es hinein in den endlosen Sommertag und wie das schon zu sein pflegt, ohne Ahnung, wozu diese plötzliche Eile, wohin und zu welchem Ende.

Der Soldat ist kein Raisonneur noch Grübler, und er darf's auch nicht sein; aber so mancher mochte gleich mir darüber nachgesonnen haben, zu welchem Ende man uns die so nothwendige Labung verdarb und uns das Fleisch gerade vor der Nase wegtrug. Auf eine Stunde weniger oder mehr wäre es gewiß nicht angekommen. So meditirte ich und gleich mir sicherlich die übrigen Officiere und Mannschaften, und wenn man in constitutioneller Weise abgestimmt hätte, so wären wir zum Nachmittagskaffee wahrscheinlich noch in Morimondo gesessen.

O! Welcher Segen ist da doch die Autorität und die Macht des Befehles; welche Wohlthat und welch erhabenes Beispiel die göttliche Macht der Disciplin in den Reihen des Heeres!

Welch ehrwürdiger Zauber entgegen der schlotterigen Bummelei moderner Selbstbestimmung und fauliger Zuchtlosigkeit außerhalb der Kreise dieses kategorischen Imperativs. Einer befiehlt, meinetwegen durch Beruf oder durch Wahl, aber die Anderen gehorchen. Wo jedoch Alles durcheinanderschreit, wo fünfzig Schwätzer einundfünfzig verschiedene Meinungen, Pläne, Ziele haben . . ."

„Aha!“ sagte mein Zuhörer aufmerksam geworden; „Sie wollen dem modernen Parlamentarismus etwas am Zeuge flicken.“

„Ich? Fällt mir gar nicht ein . . . Also wanderten wir dahin in der steigenden Sonnengluth durch den Garten Europas, steif nordwärts. Rechts Gärten mit Maulbeerzeilen und Weinfestons zwischen den Fluren, links ebenso Gärten ins Endlose gedehnt; dazwischen zur Abwechslung kleine Wasserläufe mit noch kleineren Gruppen von Zitterpappeln und Erlen; nichts als Gärten; es war zum Nervöswerden. Dazu der Magen sehr leer und die Zunge ausgedorrt. Nach dreistündiger Wanderung durch dieses nüchterne Paradies hielten wir bei und in einem kleinen Orte eine Rast von einer Stunde. Die Truppe verdiente diese Rast; sie hatte das Möglichste geleistet. Die Musikbande an der Spitze versuchte es wohl ab und zu mit kriegerischen Weisen, aber es kam nicht viel Vernünftiges zu Stande; es klebte den Leuten die Zunge ebenfalls am Gaumen, die Instrumente waren voll Staub, und die Töne klangen heiser. Hier in diesem kleinen Orte aber zeigte sich so recht, wie in der Seele hinter allem Wust von nationalem Haß und politischem Groll der heilige Trieb der Menschlichkeit und des Erbarmens schlummert, und wie er unter der Eingebung des Augenblickes und bei dem Anblicke der lebendigen Noth mit elementarer Gewalt helfend hervorbricht.

Hungernd, dürstend, erschöpft waren die armen Teufel von Soldaten im Schatten der Häuser und an den Rändern der Straße zusammengesunken, sobald das eiserne Band der strammen Disciplin durch das Commando gelockert war.

Da kamen aus allen Häusern die Weiber, sogar einzelne Männer daher mit Kufen und Kesseln voll Wasser und Wein und labten die Soldaten, deren Waffen schon manchen ihrer Landsleute und Freunde getödtet, und welche bestimmt waren, noch heute ihren Befreiern im mörderischen Kampfe entgegenzutreten!

Endlich erklangen wieder die Signalhörner, erschallten die Commandos, die Truppen traten an, und der Marsch wurde in den glühenden Nachmittag hinein fortgesetzt. Fort und immer fort auf der staubigen Straße, jetzt zwischen einer Zeile von Pyramidenpappeln, welche in verschwimmender Ferne zu einem spitzen Winkel zusammenstießen, aus welchem sich ein niederer, spitzer Kirchthum erhob. Wer hat nicht schon eine solche Straße gewandert, besonders im nördlichen Italien?

Man biegt bei einer scharfen Wendung in die Pappel- oder Maulbeerallee ein; vor uns liegt die Straße wie ein schmaler Streifen, welcher auf grüner Unterlage sich vor unseren Augen immer und immer wieder wie ein schmutzig weißgraues schmales Band weiter und weiter aufrollt, je mehr und je eifriger wir ausschreiten, und am Ende des Bandes sticht ein kleinerer oder größerer spitzer Kirchthurm in das Blau des Hintergrundes hinauf, dünn wie eine Nadel. Wir gedenken in einer halben Stunde dort zu sein. und nachdem wir anderthalb Stunden scharf ausgeschritten, ist das Band noch nicht kürzer, ist die Thurmspitze noch nicht größer geworden. So auch hier. Wie der neckische Spuk der Fata Morgana wich die Gegend und das Ziel immer wieder zurück mit jedem Schritte, den wir darauf zu machten.

Endlich sollte doch etwas Abwechslung in die glühende Monotonie des Sommernachmittags kommen. Die Sonnengluth hatte lange genug auf den Fluren und in der feuchten Tiefebene gekocht, so daß jetzt von Norden her mächtige weiße und graue baumwollene Wolkenmassen in die Höhe zu steigen begannen und in fliegender Eile zu einer breiten, schwarzgrauen Wolkenbank verdichteten, welche sich schwer über die Ticinoebene lagerte, und aus welcher ab und zu ein leiser Donner über das Land hinausgrollte.

Wie eine schmutzig weiße Wand rückte es heran fast nach der ganzen Breite des Horizontes, und unaufhaltsam schwebte der dichte Vorhang uns entgegen, aus welchem es anfänglich fahl aufleuchtete und dann, je näher, desto öfter, in rothglühenden, feinen, schartigen Rissen zum Boden herniederzuckte.

Und vor dieser mißfärbigen Wand, deren glanzlose Fläche in abenteuerlichen Tinten von düsterem Weiß zu blauer Schwärze, zu graulichem Rothbraun, endlich zurück zu schmutzig grauem, scharf abwärts streichendem Weiß dunkelte und wechselte, trieben breite Staubflächen daher auf der Straße uns entgegen, dann zogen sie in flachen Bögen in die bleischwere Luft hinauf und kreiselten in scharfen Lockenwirbeln in die Höhe, um sich dort mit dem niedrig daherfliegenden Gewölke zu vermischen. Von den Pappeln schossen Myriaden von abgerissenen Blättern schwirrend herab in schiefer Richtung scharf auf den Boden hin klatschend und wirbelten dann in die graugrünen Fluren hinein, deren Halme in immer stärkerem Wellenschlage hinab und zurück und durch einander wogten. Die einzelnen Donnerschläge waren endlich zu einem unaufhörlichen, ununterbrochenen Grollen, dröhnenden Rollen und schmetternden Gerassel zusammengeflossen, und in das hohle Ausdröhnen des

einen Schlages donnerte mit nervenerschütterndem Krachen die folgende Entladung hinein mit der Stimme der Gerichtsposaune, und vor- und seitwärts zerrissen die schartigen, langsam nach abwärts verglimmenden Streifen glühend das in Bodenhöhe dahinrasende Gewölk.

Da schlugen uns auch schon die ersten thalergroßen Tropfen schwer ins Gesicht, und plötzlich erhob sich um uns, die wir in den tobenden Orkan hineinschritten, ein Winseln und Pfeifen, ein Heulen und Schreien, ein Tosen und Rollen in den Lüften und über dem Erdboden, als ob ein Heer rasender Luftgeister in wüthendem Kampfe übereinander hergefallen wäre, und eine metallschwere Wassermasse stürzte mit prasselndem Geplätscher auf uns nieder.

Im Nu war Alles bis auf die Knochen durchnäßt, und ganze Bäche rannen an den Monturen und den Waffen herunter. Aber jubelnd begrüßten die Soldaten den erfrischenden Schauer; gierig sogen sie den feuchten erquickenden Duft in die verstaubten Nüstern und ausgedörrten Lungen und marschirten mit elastischem Schritte in das dichte Schwarz des Unwetters hinein durch die platschenden und quellenden Lachen und Pfützen auf dem Boden.

So zogen wir eine Weile in dieser Sintfluth dahin, bis sich die Wasserwände vor unseren Augen zu lichten begannen, bis endlich der dritte Vordermann in der Reihe, dann der zehnte, dann die Fahne in der Mitte des Bataillons, endlich die berittenen Officiere an der Spitze durch die zerrinnenden Schleier sichtbar wurden, bis endlich einzelne Lichtbündel durch die feuchten Reste hindurchdrangen, wie ein Sanct Elmsfeuer auf den Spitzen der Waffen glitzernd und hüpfend, während die brauenden schweren Massen dunkel und drohend die breite Ticino-ebene abwärts zogen und brausten. Aber sonderbar, nicht nur aus den abziehenden Wolkenmassen im Süden grollte noch ab und zu ein leiser Donner zu uns zurück; nein, auch vom Norden, wohin wir zogen und von wo uns jetzt der Himmel in wolkenlosem, goldgesättigtem Mattblau entgegenschimmerte, brauste es in dumpfem Rollen und in Einzelschlägen erkennbar daher in den Pausen des abziehenden Gewitters oder mit dessen dumpfen Rauschen vermengt, so daß wir vergebens mit den Augen am Himmel das zweite Gewitter suchten, welches sich von oben her durch sein dumpfes Gedröhne deutlich genug ankündigte.

Und als wir weitere zehn Minuten fortmarschirt waren, hatte es noch immer kein Ende genommen; immer fort sauste und brauste es dort oben, und je weiter wir auf der endlos geraden Straße fortzogen, desto deutlicher wurde das Donnern und Branden, und dabei erglänzte

immer reiner das Firmament von dort her im mattgoldigen Schimmer der Spätnachmittagssonne und blaute friedlich über den Fluren, auf denen es gährend siedete und grollte.

Noch vermochten wir uns das Ganze nicht zu erklären, als mit einem Male der Windzug ein leises und kurzes, aber scharfes und rollendes Knattern daherbringt, und da geht es wie ein elektrischer Schlag durch die Glieder.

Jetzt wissen wir Alle, wohin, wozu die Eile, weshalb der leere Magen. Dort oben in der Entfernung von einer Meile vielleicht wird gekämpft, dort schwankt vielleicht die Entscheidung, und dort liegt auch unsere Aufgabe.

Immer intensiver wird das dumpfe Grollen, immer stärker schallen die Kanonenschläge zu uns her, und jetzt beginnt ein leises, aber deutliches, rasendes Rollen dem Ohre vernehmbar zu werden und zu bleiben und zu verstärken und dazwischen wieder das dumpfe Sausen und Rauschen und dann wieder das hellere Knattern und knarrende Rollen im rasenden Chorus. Jetzt wissen wir, dort oben wird geschlagen, und wir wollen und müssen hin.

Und da kommt auch der Oberst mit dem Adjutanten die Straße zurückgesprengt und mustert die Reihen und spricht hie und da ein paar Worte mit einem Hauptmanne, und die Gestalten der Soldaten recken sich, die Gesichter glänzen in ernster Freude, die Monturen werden geordnet so gut es möglich ist, als ging's zur Parade, die Schnurrbärte werden gedreht und die Bajonette in den Scheiden gelockert.

Und jetzt erklingt schmetternd und wirbelnd der Radetzkymarsch von der Spitze der Colonne; über die Reihen der Krieger geht ein Glänzen und Leuchten, der Schritt wird elastisch und stramm zugleich, trotz der gemachten drei Meilen, und vergessen ist alle Entbehrung und alle Mühsal vor dem Zauber des gewissen Kampfes und der herannahenden Gefahr.

Keiner Mahnung bedurfte es mehr, um schneller auszuschreiten; dort oben stritten unsere Kameraden, dort wurden um Oesterreichs Waffenehre donnernd und rollend die Würfel geworfen, und die Klänge dieses rauhen und blutigen Spieles haben für den kaiserlichen Soldaten von altersher ihre unwiderstehliche verlockende Kraft bewahrt. Wie von schweigender, aber gemeinsamer Eingebung getrieben, flog der Gedanke nach vorwärts durch die Reihen; Hunger und Müdigkeit waren vergessen, und mit fiebernder Hast strebten die Colonnen fort,

fort auf der endlos gedehnten Straße dem Thurme entgegen, der seit mehr als zwei Stunden vor uns zurückzuweichen schien.

Endlich windet sich die Chaussee durch eine größere Anpflanzung von Maulbeerbäumen und zwischen Gruppen breiter Pappeln, dort glänzen schon die sanft schimmernden rothbraunen Dächer der ersten Häuser und dämmern uns die im Schatten des Spätnachmittags dunkelnden Hausgiebel entgegen, und aus dem Orte selbst tönt uns ein dumpfes, wirres Gebrause daher, ab und zu verschlungen vom rasenden Rollen und donnernden Sausen im nahen Hintergrunde.

Zu beiden Seiten der Straße im Schatten der Bäume stehen Züge von schwarzgelben, omnibusartigen Wägen, die Kastenwände mit häufigen Blutspuren beschmutzt, und während diese sich ihrer stöhnenden, ächzenden, still brütenden oder zum Theile bewußtlosen Passagiere entledigen, rasseln leere im Trabe wieder nach vorwärts, schleichen andere von dort daher, im Innern gefüllt bis zum Bersten, auf den Pferden, auf dem Bocke und dem Dache bedeckt mit Soldaten der verschiedensten Truppengattungen, sitzend, kauernd, liegend, mit ernst gesenkten Köpfen, einzelne stöhnend und wimmernd, andere wieder kreuzfidel, besonders die Niederösterreicher von Nr. 14, mit Späßen auf den Lippen oder mit einem lustigen Wiener Vierzeiligen, das aus der Kehle heraus muß, wenn dem Sänger auch das dunkle Blut aus einem langen Risse auf der rechten Achsel hervorquillt.

„Wenn's nit dazuschaut's, Culozer, so kriegt's nichts mehr zu thun," schrie uns Einer zu als wir vorbeimarschirten. „Wir haben die angezogenen Affen, die Turkos und Zuaven, fest gehaut." Er hatte auch alle Ursache zu seinem guten Humor, denn es waren ihm blos drei Finger der linken Hand abgeschossen worden, sonst fehlte ihm nichts.

„Geht's es nur anschau'n, das G'sindl," rief ein Anderer, welcher einen Hieb über den Kopf hatte, so daß ihm ein fingerdicker Blutbach über die Wange herabrann. „Wenn's Fasching wär', so glaubet ich, wir wären in der Maskerad beim Schwender. Dem Lumpen hab' ich aber das Kratzen ordentlich vertrieben." Und dabei zeigte er jubelnd das Gewehr, welches er dem Zuaven abgenommen, wahrscheinlich nachdem er ihn irgendwie in eine bessere Welt befördert, und der Yatagan daran war ganz blutrünstig.

„No, ös Mostschädel," schrie den Hessen mit ihren schwarzen Aufschlägen da ein Jäger zu, der mit geschultertem und pulvergeschwärztem Gewehr neben einem zweiten Sanitätswagen daherhinkte, wobei ihm der dunkle Saft ruckweise aus einem kleinen Riß am rechten

Schenkel hervorquoll; „no,“ schrie er, „bei was für ein' Schneider last's denn ös arbeiten, daß er enkere G'wandln so g'flickt hat?“

„Juchhe, der Jager,“ schrien die Hessen; „bei ein' Bruder von dein Schuster laß'n mir arbeiten, der muß dir d'Schuh zu eng g'macht haben, weil's d' so hatschn thust.“

Und in das allgemeine Gelächter, welches der Antwort folgte, stimmten sogar ein paar arme Teufel von Ungarn ein, welche bisher trübselig auf dem Wagen gehockt und ihre durchlöcherten Beine nachdenklich angestarrt hatten, obwohl sie von dem ganzen Wiener Witz kein Wort verstanden haben mochten . . .

„Ich hob do an sakrischen Durst,“ klagte, sobald das Gelächter verstummt war, der mit den abhanden gekommenen drei Fingern. Und dabei überzog Todtenblässe sein Gesicht.

„Halt, Brüderl,“ schrie da der Jäger und hinkte, so schnell er konnte, zum Wagen hin, auf dessen Dach der Verstümmelte saß, dann reichte er schnell den Anderen seine mit Wein gefüllte Feldflasche hinauf und sagte mitleidig: „Gebt's ihm schnell, dem armen Teufel wird schwach.“ Die Anderen hielten ihn, er trank in langen Zügen, und die Farbe kehrte langsam in sein Gesicht zurück, dann gab er die Flasche weiter, und der Jäger sagte ihnen, sie sollten nur auch trinken. „Aber ein' Schluck laßt's mir übrig.“ Da ging denn die Blechflasche in der Runde herum, und sie schnalzten mit der Zunge, und der mit den Fingern war auch wieder lustig geworden, und die Augen begannen zu leuchten und die Lippen zu zucken, und da plötzlich brach es aus allen Kehlen in brausender Begeisterung los, und weithin scholl der donnernde Ruf: „Haus Oesterreich lebe hoch! und hoch! . . . und hoch! . . .“

Und kaum war das letzte „Hoch“ verklungen, als wie auf ein Commando von allen Lippen und aus allen Kehlen hervorzubrechen begann das classische Deutschmeisterlied:

„Ja, nur ka Wasser nit,
Ka Wasser mag i nit,
Mei schwacher Magen
Kann's nit vertragen“ . . .

Und dazwischen ertönten wieder allerlei geflügelte Witze und Scherzworte und Schnurren und „Hoch“ auf den Kaiser und das Haus Oesterreich und wieder Späße und Juchzer und das alles aus dem Munde von Männern, bei denen eine Stunde vorher der Todesengel

an die Thüre geklopft, und welche seine Visitkarte in Form von allerlei häßlichen Rissen und Löchern an ihrem Leibe trugen.

Wir hatten eine kleine Weile Zeit, uns das tolle Treiben anzusehen, da sich am Eingange des Ortes die entgegenkommenden Züge und Colonnen stauten. So standen wir denn, Gewehr bei Fuß, zwischen den Verbandplätzen rechts und links der Straße, und da huschten die Sanitätssoldaten hin und wider zwischen dem Schatten der Bäume, da schrien die Aerzte nach Materialien und Verbandzeug; da standen sie zwischen den Gruppen, welche unter den Maulbeerbäumen im Grase lagen, die Uniform abgelegt, die Hemdärmel aufgekrämpelt, Hände und Arme mit Blut beschmiert, und so hantirten sie mit den glänzenden Instrumenten und schnitten da und bohrten dort nach den Kugeln und banden und wanden die Tücher und schienten und kleisterten, und dazwischen stöhnte es, und wimmerte und lachte und plapperte und schrie es in einem wahrhaft babylonischen Sprachgewirre, oder es zerriß ein gräßlicher Schrei die Luft, wenn eine Amputation vorgenommen wurde.

Dort wieder ward Einer, der soeben ausgerungen, in seinen Mantel gewickelt und hinausgetragen und zurück in irgend einen entfernten Winkel, um Platz zu gewinnen für die neuen Ankömmlinge, die in ununterbrochener Folge herangefahren wurden, oder heranschlichen, oder hinkten und wankten, gestützt auf ihr Gewehr oder gehalten von einem Kameraden; unter ihnen ein langer Grenadier, ohne Czako und Waffen, todtenbleich, unter den Armen geführt von zwei Anderen, und er schritt doch noch stolz aufrecht, obwohl er mitten auf der entblösten Brust ein rothes Kugelloch trug.

Dann wieder schritten die ernsten und dunklen Gestalten zweier Capläne zwischen den Gruppen auf und nieder, hier Trostworte spendend, dort zu einem auf dem Boden ausgestreckten Krieger hinknieend, dem Sterbenden das himmlische Labsal der Vergebung und das göttliche Brot des ewigen Lebens reichend. O, in welch frommem Schimmer leuchteten dann die Blicke auf, mit welch seligem und hoffnungsfrohem Lächeln nahm dann die Seele Abschied von der verstümmelten, unwohnlich gewordenen irdischen Hülle!

Da sagte ich mir: „Welch ein erstaunliches Wunder und welch unbeschreibliches Glück ist doch der Glaube, besonders in solchen Augenblicken! O, daß sie Alle herkämen in solchen Stunden und die ergeben gefalteten Hände sähen und die brünstig betenden Lippen und die Verklärung auf dem Antlitze des sterbenden Kriegers; daß sie sähen, wie sich die scheidende Seele des Glaubenden und Hoffenden selig durch-

ringt durch alle Schrecken der dunklen Majestät des Todes, daß sie es sähen, alle jene geistreichelnden Schwätzer und freigeistigen Zeloten, welche die Welt und die Bedürfnisse der Menschenseele nicht anders kennen als nach dem Zerrbilde, wie es sich in ihren beschränkten Köpfen malt!"

Mein Zuhörer war schon längst aufmerksam geworden und hatte die Cigarre ausgehen lassen. Jetzt starrte er mich mit geöffneten Augen an, und seine Kinnladen geriethen in vibrirende Bewegung, als ob er etwas sagen wollte. Er that es aber nicht, da er ganz perplex geworden, sondern hörte bloß mit offenem Munde zu, und so fuhr ich denn fort:

„Endlich war auf der Straße etwas Raum geschaffen, die Commandos ertönten, die Waffen wurden wieder aufgenommen, von der Spitze der Colonne klirrte, wirbelte und brauste ein ungarischer Marsch nach Csardasmotiven hinauf in die glühende Spätnachmittagsluft, und wir marschirten dem Eingange des großen Ortes Robecco zu, vorbei an den seitwärts der Straße regungslos haltenden dunklen und drohenden Massen der Artilleriereserve, vorbei an dem unabsehbaren Gewimmel der Proviant- und Munitionscolonnen zwischen einem sinnverwirrenden Gebrause, Getümmel und Geschwirre, zwischen dem Stampfen und Wiehern der Tausende von Pferden, zwischen einem ameisenartigen Gebrodel von Soldaten und Fuhrleuten, vorbei an einzelnen zurückkehrenden zerschossenen Geschützen, an Schaaren von Verwundeten, welche den Verbandplatz aufsuchten, vorbei an krampfhaft geschlossenen Häusern, hinter deren verhüllten Fenstern hie und da ein bleiches Weiberantlitz oder eine düstere Männerphysiognomie verstohlen hervorlugte. Endlich bogen wir auf den Hauptplatz ein. Da war ein Kaffeehaus zu unserer Linken, und vor dem Kaffeehause waren Dutzende von einfachen Stühlen mit grobem Strohsitze herausgerückt, und hier saßen oder standen in Gruppen die Officiere des Hauptquartiers und tranken ihren „nero" und rauchten Virginier dazu, und außen und im Innern des Locales wimmelte es in Grau uud Dunkelgrün von Generälen und Officieren des Stabes, einzelne, weiche lichtgrüne Federbüsche wogten und flatterten dazwischen, und das ging aus und ein in fortwährender Fluctuation.

Ein halbes Dutzend gesattelter Pferde hielt an der Hand von Reitknechten und Ordonnanzen; hier klapperte ein Officier daher mit einer Meldung, erhitzt, verstaubt und in großer Eile. Die Generäle drängten sich um den jungen Hauptmann, und gleich darauf erschollen Rufe ins Innere, und dann ein Gelaufe, und zwei junge Officiere bestiegen ein paar der bereitstehenden Gäule und klapperten an uns

vorbei nach vorwärts hin, mit Befehlen oder Meldungen an die Truppen, welche da vorne im Feuer standen oder an die Colonnen, welche von verschiedenen Richtungen der Wahlstatt zueilten.

Und dazwischen sauste und donnerte und brandete es über dem nördlichen Ausgang des Ortes unaufhörlich fort, und das scharfe Rollen und Knarren lagerte über der ganzen Breite der Gegend.

Links vom Kaffeehause drängten sich in buntem Gewimmel Hunderte von französischen Gefangenen und das schnatterte und lachte und rumorte; Grenadiere und Linie und reitende Jäger und Zuaven und Turkos, welch letztere von unseren Soldaten mit besonderer Vorliebe die schwarzen Teufel genannt wurden, und von denen man sich, wohl mit Ungrund, schauerliche Geschichten erzählte. Vor dem rothbunten Schwall standen die Bewachungsmannschaften mit gepflanztem Bajonnet, und neben dem ganzen Getümmel stampfte und prustete ein Dutzend gefangener Pferde, von denen ein Fuchs fortwährend schnob und nieste und dabei einen feinen Sprühregen von Blut aus dem Loche austrustete, welches ihm eine Kugel durch die Nüstern gerissen hatte.

Die ganze Gruppe beim Kaffeehause hatte sich erhoben, als die Bataillone defilirten, und die Generale grüßten die Fahne und die Colonnen, wie sie so in raschem und elastischem Schritte vorbeizogen, und grüßten dann den Oberst, als er nach gemachter Meldung den Reihen nachsprengte.

Nun hatten wir die letzten Häuser erreicht, dann wieder ein paar Gruppen von Maulbeer- und Obstanlagen, und jetzt wand sich die Straße wie vorhin abermals zwischen dem Gemisch von Getreidefluren, Baumzeilen und Weingeländen hin. Und immer näher und deutlicher dröhnte vor uns das donnernde Brausen und das Sausen der Granaten in der Luft; man konnte jetzt schon genau die Einzelschläge der Geschütze unterscheiden und das rasende Rollen des Kleingewehrfeuers. Die Straße war nicht sehr belebt, sie gabelte in zahlreichen Nebenwegen, aber auf diesen zogen Verwundete in Gruppen oder einzeln daher, und wo sie mit uns die Straße kreuzten, erzählten sie vom heißen Kampfe davorne, und daß sie die Franzosen aus Magenta hinausgetrieben, und daß der oder jener höhere Officier gefallen sei, und ein Corporal von einem italienischen Regimente mit hochrothen Aufschlägen wies uns sein Gewehr, in dessen Lauf eine feindliche Kugel ein Loch geschlagen hatte.

Dann rasselte und polterte wieder eine Batterie an uns vorbei nach vorwärts und bog auf einen Seitenweg nach rechts ab, und die Kanoniere sangen und jubelten und hatten die Csakos mit grünem Laube

geschmückt, und wer von uns in der Eile des Marsches dazu gelangen konnte, riß ein Zweiglein ab von den Bäumen an der Straße und schmückte seinen Csako mit frischen Blättern nach der alten und so hochpoetischen Sitte, daß sich der kaiserliche Krieger mit jungem Grün ziert, wenn er dem Kampfe entgegengeht.

Vorwärts an einzelnen Verwundeten, welche im dichter fallenden Schatten der Straßenbäume saßen oder lagen, vorbei an einzelnen zerschossenen und umgeworfenen Munitionswägen; vorwärts, um sobald als möglich zur Entscheidung zu gelangen.

Wie lange wir so marschirt, ich weiß es nicht; wars eine Viertel- wars eine halbe Stunde oder mehr; in solchen Momenten vergißt man auf die Uhr zu schauen, alle Erwägungen und Gedanken erlöschen unter dem einen Antriebe, dabei zu sein, und kristallisiren sich in dem Bestreben nach vorwärts.

Was mag es eigentlich sein, das in solchen Augenblicken die Seele des Kriegers bewegt? Die rohe, brutale Kampflust? Ich denke mit nichten. Wär's so, dann wäre der Soldat in Wahrheit nichts Anderes, als wozu ihn der philosophirende Unverstand machen möchte und wozu ihn eine Fanny Lewald macht, nämlich ein privilegirter Raufer und Todtschläger.

In sämmtlichen Armeen der Welt wird es kaum einen Mann geben, welcher der Gefahr im gewöhnlichen Leben nicht sorgfältig aus dem Wege ginge, wenn das Braviren derselben keinen höheren Zweck hätte, denn der Wille zum Leben ist der mächtigste Trieb in allen Creaturen.

Aber ebenso wird es im kaiserlichen Heere wenig Männer geben, welche ihre Brust nicht willig der feindlichen Waffe darbieten, sobald es für hohe und edle Ziele, für das kostbare Gut der Ehre ihres Fürsten, ihres Landes und ihrer Fahne geschehen muß, und zwar spontan, ohne Zaudern noch grübelndes Bedenken, im Banne einer Macht, welche stärker ist als das Naturgesetz selbst; im Banne der Seelenzucht, der Moral! . . . Die Physiologie ist eben doch nicht Alles!

* * *

Tosen und Branden, Sausen und scharfes Rollen und einzelnes Knattern drang immer deutlicher und näher und klangvoller zu uns her, und dazwischen leise schwingende Töne der Signalhörner in bekannter Tonfolge, und dann leiser und schwächer in fremden Weisen. Zu beiden Seiten der Straße dehnten sich die üppigen Culturen, in unabsehbarer Ferne aber, hinter den grünen Vorhängen brauste in mächtigen

Accorden das Kampfgetöse zu uns herüber und jetzt sehen wir über dem Meere von Grün leichte Nebelschwaden aufsteigen, weiß und duftig wie dünnes Gewölk und im Emporschweben zerreißen die Schwaden zu dünnen, ätherischen, scharfausgefransten Nebelfetzen, verflattern leise und mischen sich mit dem zartgrünlichen Goldschimmer der Luftschichten, auf denen das goldige Fahl des Sommerabends leise herabzusinken beginnt. Zwischen den Hecken tauchen wieder einzelne zurückgehende Mannschaften auf, und jetzt jagt auf der Straße ein Officier, dessen grüner Federbusch weich im Luftzuge wallt und flattert uns entgegen und parirt sein Pferd an der Spitze der Colonne. Wir sind an einer Stelle angelangt, wo ein Weg nach Westen abzweigt; da erschallt der schrille Ruf des Bataillonshornisten, von Abtheilung zu Abtheilung geht das Commando „Halt!" und die Colonne steht.

Gleich darauf der Befehl, in Bataillonsmassen einzuschwenken. Die Colonnen setzen sich in Bewegung und in zwei Minuten sind die Compagnien in Front hintereinander massirt, zwei wuchtige, enggeschlossene Vierecke, das zweite Bataillon rechts, die Grenadiere links in den Feldern neben der Straße.

Dann erschallt das Commando „Laden!" und gleich darauf: „Pflanzt das Bajonnet!" Rasselnd kommen die Waffen herunter und dann dumpf aufstoßend zu Boden. Kalt klirrt der vierkantige Stahl am kalten Eisen und nach einigen Augenblicken stehen die Massen wieder da, die Gewehre geschultert, stumm und regungslos. Der Generalstabshauptmann deutet mit dem Finger gegen Westen; die Bataillonscommandeure und der Oberst sprechen noch einige Worte, dann sprengen jene zwei vor ihre Abtheilungen, das Commando „Marsch!" erschallt, die Regimentsmusik, welche rechts abgeschwenkt hat, fällt mit Wirbeln und Dröhnen ein zu einem Marsche, dessen Klänge in diesem Augenblick so anfeuernd zum Herzen dringen, und an ihr vorbei defiliren die Massen und schwenken links ein über die Straße, hinüber in die üppigen Felder und quer durch zwischen den Baumzügen und Weinhecken, in die Richtung hin, wo das wüthende Handgemenge tobt. Und fort und fort klingen und schmettern und brausen die wilden ungarischen Weisen der zurückbleibenden Regimentsmusik den Massen nach, und stärker und deutlicher wird das Rollen und Prasseln, das schrille Klingen und dumpfe Sausen vor uns, und Klingen und Brausen, und Dröhnen und Schmettern und ein wirres Getöse von fernen Stimmen und Alles verschwimmt endlich zum unbeschreiblichen Grundton einer erschütternden dramatischen Symphonie.

In schwerem Tactschritte brechen die Massen durch die Fluren, quer durch die Baumzeilen und die Weinhecken, deren Festons mit starkem Draht gebunden, gewaltsam durchbrochen werden müssen; vorwärts, denn in kurzer Entfernung vor uns tobt und rast der mörderische Kampf. Noch eine Weile geht es so fort und jetzt bricht das erste Glied der Massen hinaus durch die letzte Zeile der verschlungenen Baum- und Weinwildniß, vor uns öffnet sich das freie Feld in der Ausdehnung von tausend Schritten vielleicht und dort vor unseren Blicken rast das wüthende Kampfgetümmel.

Langsam war die Sonne über die blutgetränkte Stätte herabgesunken, die Abendschatten begannen sich leise auszubreiten und die Dinge und Gestalten in langen dunklen Bildern auf den Boden hinzuzeichnen.

Vor unseren Blicken dehnten sich am Rande des offenen Feldes und der Getreidefluren, und dieselben gegen Westen zu abgrenzend, geschlossene Gruppen und Kämme von Bäumen hin, und aus dem dämmernden Grün derselben leuchteten die weißen Mauern eines Weilers, vom letzten Reflex der scheidenden Sonne getroffen, grell herüber.

Lichtviolette Schatten schwammen zwischen den dunkelnden Gruppen der Maulbeer- und Obstanlagen; Figuren und Gestalten wimmelten im Düster des Laubdaches und zwischen und um die hellbestrahlten Mauern der Gebäude herum, jetzt verschwindend in ganzen Zeilen von kleinen, weißen und scharfen Rauchballen, jetzt wieder auftauchend hinter dem zerfließenden Qualm, welcher in langen, schmalen Nebelstreifen sich über den Boden breitet, dann sanft aufwärts gleitet und sich als zarter Schleier über den dunkelnden, scharf abgegrenzten Boden und die Kronen der niedrigen Bäume lagert, fein und duftig wie ein riesiges Spinnengewebe. Und die zurückgebliebenen Strahlenreste der untergehenden Sonne spielen von Westen her zitternd und flimmernd hinein, gegen Norden zu im Gewoge der Dünste von glitzernden Goldstaub zu weichen, blassen und dann violetten Tinten verbleichend und abdunkelnd. Und hinter der tobenden Staffage erhebt sich der alte, ewige Himmel, von mattflimmerndem Goldschimmer durch einen farblosen Streifen zu zartem, durchsichtigen Meergrün und darüber hinaus zu abgrundtiefem Azur zerfließend und verdämmernd.

Kaum sind die dichten Massen, auf den freien Raum hinaustretend, sichtbar geworden, als auch schon hinter dem grünen Vorhange, unter welchem das Gewoge hin- und widertobt, donnernd und brausend das Rollen des Geschützes, welches hier bisher geschwiegen, hervorbricht,

zugleich schmettern in der Luft ober uns einzelne scharfe Schläge und als das Auge verwundert aufsieht, zerfließen an der Stelle, woher der krachende Schlag erklungen, kleine graue Rauchwölkchen und zerflattern und verduften leise im reinen Blau des Hintergrundes. Es waren Hohlgeschosse, welche vor und ober uns zerplatzten, ich glaube ohne viel Schaden angerichtet zu haben. Gegen die anstürmende Masse sollte das Geschütz wirken; so weit reichte damals das Gewehr noch nicht; man wurde, wenn's gut ging, erst von 500 Schritten angefangen todtgeschossen und kam häufig dazu, dem Feinde ins Auge zu schauen. Heutzutage geschieht es Einem schon auf 3000 Schritt und dann weiß man erst nicht einmal von wem.

Und fort donnerten die feindlichen Geschütze uns entgegen über die vorwärts kämpfenden Schwärme gegenüber und sauste und schmetterte es in der Luft; aber unaufhaltsam wie ein tobender Wildstrom brausten die geschlossenen Vierecke in schwerem Tactschritte über den Boden hin, daß die Erde unter dem Tritte erbebte. Mit jedem Schritte mehr wurde das Getümmel und das Gewimmel von blauen und weißen Gestalten deutlicher vor unseren Augen, wurde das rasende Knallen schärfer und heller, das Klingen und Schmettern der Hörner schriller, das Geschrei der Stimmen härter und articulirt.

Es tobte der wüthende Kampf um das dortliegende Gehöft und es scheint, daß die Franzosen dasselbe unseren Kameraden entrissen hatten, denn blaue Gruppen und Gestalten drängen zwischen dem dämmernden Grün der Baumgruppen durch und um das Gehöfte herum und ganze Reihen von scharfen, dünnen Feuerstrahlen sprühen aus den Bodenschatten hervor uns entgegen und nach einem scharfen, regellosen Krachen lagern Schwaden von schweren weißen Dampfwolken, einem Vorhange gleich vor der dunklen durchwimmelten Blätterwand. Ununterbrochen zucken die scharfen, sprühenden Strahlen durch die dichten ballenden Nebel uns entgegen; wirres Geschrei erschallt, einzelne Schüsse krachen auch aus den ersten Gliedern unserer Massen, aber das harte Commandowort der Officiere verhindert ein weiteres Feuern. Leute treten aus dem Gliede und hinken oder wanken zur Seite; wie viel es sind, darauf achtet Niemand.

Vorwärts, wie der entfesselte Orkan, fegen die Bataillone über das Feld, unaufhaltsam und unwiderstehlich, die Officiere an der Spitze ihrer Abtheilungen, die Berittenen hoch aufgerichtet und vorgebeugt im Sattel, den Säbel in der Faust nach vorwärts weisend, die Fahne nach vorwärts gesenkt im zweiten Gliede, dorthin auf die durch-

einanderwimmelnden, brodelnden, feuernden und schreienden dunklen Massen.

Jetzt sind wir noch zweihundert Schritte von einander entfernt; jetzt hundert und jetzt erschallt das Commando „Fällt das Bajonnet". Und da senken sich mit einem dumpfen Ruck klirrend die Waffen, die Trommeln wirbeln im rasenden Rollen des Sturmmarsches, die Hörner klingen und schmettern schrill zusammen und im vollen Laufe unter betäubenden Geschrei entwickeln sich die Massen zu langen Fronten, brausen vorwärts und in den Feind hinein. Keine Macht der Erde vermag sie mehr aufzuhalten!"

„Hurrah! Mit Bajonnet und Kolben!" schrie mein Zuhörer mit leuchtenden Augen, denn er war etwas warm geworden.

„Mit Bajonnet wohl, aber mit dem Kolben? Sie meinen, weil dergleichen in Geschichten oder auf schlechten Bildern vorkommt. Versuchen Sie es nur mit dem umgedrehten Gewehre, wenn das Bajonnet noch steckt, dreinzuschlagen. Unsinn. Wäre auch ganz gegen das Reglement und der geschulte Soldat wird den Feind nur in vorschriftsmäßiger Weise todtmachen.

Aber ein Herrliches ist es um einen solchen Angriff. Wie der sausende Sturmwind so fegen die klirrenden und glitzernden Massen über den Boden hin; ekstatische Begeisterung leuchtet von den Stirnen der Männer; vor ihnen her, wie vor dem wirbelnden Ungewitter das dürre Laub gepeitscht wird, stieben die kecken Schwärme der Feinde, und was der schwere Tritt erreicht, wird von seiner Wucht zermalmt.

Noch ein Dutzend Schüsse krachen und sprühen uns aus dem düsteren Schatten der Bäume entgegen, dann ein Zurückwimmeln und Hasten von vielen dunklen Gestalten. Wir dringen ein und ganze Gruppen von Soldaten springen aus den Gliedern und vorwärts zwischen die dämmernden Schatten, die gefällte Waffe in den krampfhaft geschlossenen Fäusten. Weiße und blaue Gestalten wogen hin und wider unter Geschrei, Geschnatter und wüstem Gebrüll. Neben mir springt ein Mann vor und ich sehe einige Schritte vor mir eine dunkle Gestalt stolpern, dann mit den Armen in der Luft herumfuchteln, endlich hart niederfallen, andere durcheinanderwimmeln und verschwinden. Aus dem ersten Stockwerke des Gehöftes dringt wilder Lärm und Getöse, aus den Fenstern zucken ein paar Feuerstrahlen auf und nieder; Gestalten erscheinen und verschwinden an den Oeffnungen; ein Dutzend meiner Soldaten eilt hin und ins Gebäude, von welchem ich nicht zehn Schritte entfernt bin, hinein; dann kurzes Gestampfe, ein paar

dumpfe Schüsse, Geschrei und Gepolter endlich, endlich wird es verhältnißmäßig ruhig und nur ein dumpfes Gebrause schwirrt in die Abendstille hinaus und mischt sich mit dem leisen Rauschen in den Kronen der Bäume.

Die feindlichen Massen sind im Schatten der Maulbeeren und im Gewirre der Culturen verschwunden und das Signal „Sammeln" schmettert fort und fort in die kühle Abenddämmerung hinaus.

Die Mannschaften kehren in Reih und Glied zurück, die aus der Cascine bringen ein paar Gefangene daher, aber nur ein paar und diese sind tüchtig zerzaust. Dafür nehmen manche ihr Gewehr wagrecht in die linke Hand und wischen mit der Rechten am Bajonnet herunter, von dessen Spitze dann ein dünner, dunkler Faden schwer auf den Boden hinabtropft.

Während ich da an meiner Abtheilung noch ordne und richte, kracht plötzlich in der Cascine noch ein einzelner Schuß und gleich darauf stürzt ein Jägercadet daher. Sein Bataillon hatte hier herum im Vereine mit Abtheilungen vom 27. Infanterieregimente gekämpft, wir waren gerade noch zu rechter Zeit erschienen, um sie aus schlimmer Lage zu befreien. Jetzt hatten sie sich rechts vom Gehöfte gesammelt. Er kam daher, baarhaupt, die Uniform zerrissen und mit Blut besudelt und als er in mir einen Officier erkennt, geht er auf mich zu, im Zustande der wahnsinnigsten Ekstase, in einer wahrhaften Berserkerverfassung.

„Herr Lieutenant," sprudelte er sprungweise heraus, in einer Aufregung, als ob er gerade im Begriffe sei, verrückt zu werden; „gerade habe ich wieder einen solchen Hund erschossen. Ein halbes Dutzend hab' ich schon. Sie haben mir meinen Bruder umgebracht vor meinen Augen . . . Ich gebe keine Ruh . . . Ich muß noch ein paar Dutzend der Canaillen umbringen . . . hier." Und dabei nestelte er krampfhaft an seiner Uniform und entnahm einer Brieftasche seine Visitkarte, die er mir übergab. „Hier, bitte gehorsamst, Herr Lieutenant . . . nehmen Sie das . . . Ich gehe jetzt wieder fort, den Hunden nach." Und dabei nahm er sein Gewehr in die Rechte und war mit ein paar Sätzen nach vorwärts im dunklen Blättergewirre der Maulbeer- und Weinwildniß eingetaucht. Ich weiß nicht, was aus dem Armen geworden ist. Seine Karte konnte ich nicht mehr lesen; unter den Bäumen herrschte bereits tiefe Dämmerung. Ich habe sie wohl eingesteckt, aber im Drange der Ereignisse damals nicht weiter daran gedacht, und als ich sie in den nächsten Tagen suchte, da war und blieb sie verloren.

Satte Dämmerung hatte sich über die Gefilde gelagert, und der wüthende Schlachtenlärm war nahezu verstummt. Wohl brauste und sauste es noch immer in dunkler Verworrenheit von Norden und Westen daher, wohl war noch einzelnes Kanonengrollen zu hören und trug der Wind scharfes Knattern herüber, aber das auch nur in Pausen, die sich mehr und mehr verlängerten.

Die Bataillone standen auf der eroberten Stätte und neben dem Gehöfte, der Cascina Limito, wie man mir sagte, in dessen Räumen statt des früheren wüsten Lärmens heilige Ruhe eingekehrt war und auf dessen Dielen so mancher Weißrock oder Jäger und so manche Rothhose friedlich nebeneinander den ewigen Schlaf schliefen.

Wir waren in langer Front aufgestellt, so wie wir durch Aufmarsch der Compagnien an den Feind herangekommen. Vor und zwischen uns war der Boden sattsam bedeckt mit Erschlagenen. Beim Rücklingstreten strauchelte ich schwer über einen Zuaven, der stumm und regungslos dalag, steif wie ein Besenstiel, das Antlitz zu Boden, die Hände weit vorgestreckt. Ich hob sein Gewehr von der Erde auf und wollte es zum Andenken bewahren. Am nächsten Tage nahm es dann ein höherer Officier an sich, dem ich es nicht verweigern mochte. Mit kaum achtzehn Jahren und als Lieutenant ist man eben noch etwas schüchtern. Das werden mir wenigstens die Damen nicht bestreiten."

„Ha .. ha .. ha!" lachte mein Gegenüber mit einer ziemlich einfältigen Miene, ich aber fuhr fort:

„Die Bataillone, welche nun gesammelt waren, standen jetzt in langer Front da. Zuerst wurden die Gewehre geladen, dann wurden die Colonnen zurückgeführt aus dem Baum- und Buschgewirre heraus, vielleicht zwanzig Schritte mit der Front gegen dasselbe und hier durften nun die Mannschaften in Reih und Glied, Gewehr bei Fuß, ausruhen.

Wie in einem riesigen Bienenstocke summte es in den Gliedern. Mit gedämpfter Stimme erzählten sich die Bursche die verschiedenen Erlebnisse, welche sie beim Bajonnetangriffe gehabt; da und dort ließ sich jetzt einer oder der andere einen leichten Riß verbinden, den er während der Aufregung des Kampfes nicht gefühlt und der sich erst jetzt bemerkbar machte. Wir Officiere traten compagnieweise vor den Fronten zusammen, besprachen den soeben durchgekämpften Kampf, tauschten unsere Muthmaßungen über die allgemeine Lage aus und lauschten dann wieder den Resten des Kampfgetöses, welches von Magenta im Norden und vom Ticino im Westen als dumpfes Gebrause, der bran-

denden See vergleichbar, herüberdrang aus der dichten, violetten Dämmerung im Westen und aus dem klaren Dunkel der sternenbesäeten herrlichen Sommernacht, wie sie über den Fluren gegen Norden zu leise herniedersank.

Und wie wir so dastehen, zwanzig Schritte vor der dichten Blätterwand, arglos, ahnungslos der ersehnten Ruhe genießend, und wie Alles in heiliges Schweigen gehüllt ist und nur ein leises Summen über den langen, dunklen Linien der Krieger schwärmt und flüstert, im sanften Säuseln des Nachtwindes ersterbend, . . da . . plötzlich kracht und knattert es und bricht es los in breiter Feuerzeile aus dem Dunkel des Laubes heraus; Dutzende und Aberdutzende von scharfen rothgelben Strahlen sprühen uns fast ins Gesicht und bevor wir noch zur Besinnung kommen, kracht und sprüht es zum zweiten Male in der Entfernung von vielleicht vierzig Schritten daher.

Und jetzt ereignet sich etwas Merkwürdiges und Unerwartetes.

Dieselben Bataillone, welche vor zwei Stunden noch unaufhaltsam über das Feld gefegt wie ein brausender Sturmwind dem Feinde entgegen und unbekümmert um die Kugeln und ungeschreckt vor seinen blinkenden Waffen in seine Reihen hineingebrochen, dieselben Truppen gerathen in einen Zustand völliger Auflösung.

Noch war das Krachen und Knattern nicht verhallt, als die Abtheilungen in voller débandande zurückweichen. Es war nichts zu machen, die Ueberraschung war zu groß. Der Wille zum Leben steckt eben in jeder Fiber, wogegen die Moral immerhin erst einen Weg zu machen hat und Zeit bedarf, um zum Vorschein zu kommen.

Aber ich muß jetzt noch lachen nach so vielen Jahren, wenn ich daran denke, und wenn mir das Bild wieder in den Sinn kommt. Die Colonne tobte und preßte und stieß und drängte wie ein wirrer Knäuel nach rückwärts. Die Leute schimpften und fluchten und stolperten durcheinander; hie und da schlug Einer oder der Andere, welcher getroffen war, zu Boden und hinter dem besinnungslosen Schwall kamen wir Officiere und ein paar Chargen daher, die vordem vor der Front gestanden.

Rechts lief der magere Hauptmann, links keuchte der kleine, dicke Lieutenant, ein Mann, dem es weder an Muth noch an Ehre gebrach, denn er ist später den Heldentod gestorben, und zwischen Beiden sprang ich leichtfüßig daher in meiner jugendlichen Magerkeit. Es war zu komisch!

Hätten die feindlichen Schützen, welche sich im Dunkel des Abends und im Schutze der Bäume herangeschlichen und diese heillose Verwirrung angerichtet, die gehörige Entschlossenheit gehabt, sie hätten

großes Unheil unter uns anrichten und uns widerstandslos abschlachten können, dermaßen war Alles verblüfft.

Zum Glücke dauerte die greuliche Verwirrung nicht lange. Wir hatten kaum fünfzig Schritte zurückgelegt, als plötzlich unser Oberst Dormus auf seinem Schimmel mitten unter die tobenden Schwärme und Rudel hineinsprengte und die confusen und brodelnden Massen zum Stehen und zur Besinnung brachte.

„Halt! Aber halt! Meine Herren Officiere!“ schrie er und stellte sich den daherfluthenden Knäueln entgegen. Und „Halt! halt!“ erscholl es da von allen Seiten und gleich darauf aus allen Hörnern die Signale „Halt!“ und „Sammeln!“ Und fort schmetterten die Hörner und wirbelten die Trommeln, da kehrt die Besinnung zurück, Alles hält ein in der schmählichen Flucht, die wirren Knäuel lösen sich, von allen Seiten erschallen die Commandos, und die Ordnung wird wieder hergestellt.

Gewiß, es war ein furchtbarer Skandal, aber unter solchen Umständen wird es gewiß bei der besten Truppe immer wieder vorkommen.

Die Bataillone waren wieder in Front formirt, sie wurden bis zum Gehöfte vorgezogen, und jetzt erst geschah, was früher hätte geschehen sollen und den ganzen greulichen Tumult verhindert hätte: es wurden von jedem Bataillon ein paar Patrouillen nach vorwärts entsendet, um das Terrain etwas auszuforschen.

Ich erhielt den Auftrag, eine solche Abtheilung zu führen, und tauchte mit meiner Mannschaft in das Dunkel der Culturen ein. Ich könnte nicht sagen, es sei ein besonders angenehmes Gefühl gewesen, zwischen den Hecken und Bäumen vorzuspazieren, hinter denen es vor ein paar Minuten noch von feindlichen Schützen gewimmelt; aber es mußte sein. So spähten und schlichen wir denn in Kette vorwärts, das Gewehr in Bereitschaft, durch die Maulbeer- und Weingelände, in denen die Schatten der Nacht dunkelten und dann nach einer Weile hinaus auf eine Strecke freien Feldes, aber nirgends war von den feindlichen Schützen mehr etwas zu sehen. Dieselben müssen sich nach Verübung des kleinen Scherzes schleunigst zurückgezogen haben.

So strichen wir noch eine Weile über das Feld, ohne etwas zu entdecken, als zu meiner Rechten ein einzelner Schuß in das Dunkel hinaus blitzt. Ich eile hin und sehe einen Mann der Patrouille sein eben abgeschossenes Gewehr wieder ruhig laden und vor ihm auf dem Boden etwas Dunkles hingestreckt. Es war ein Franzose, wahrscheinlich verwundet; er saß auf dem Boden, und der Ungar verlangte, er soll aufstehen und mit ihm mitgehen als Gefangener. Der arme Teufel

gab ihm keine Antwort, sondern schüttelte blos verneinend den Kopf. „Daraufhin habe ich ihn durch den Schädel geschossen,“ erzählte der Schnurrbart. Eine sehr kurze, bündige und leichtverständliche Geschichte.

„Aber ist denn das alles auch wahr, was Sie mir da erzählen?“ frug mein Zuhörer mit entsetzten Blicken; denn er war eine Art stylvoller, moderner Humanitätsmichel.

„Ob alles wahr ist? Das Meiste . . . Uebrigens . . .“

„Erlauben Sie, daß ich daran zweifle,“ sagte der Andere. „Ich habe einiges über den Feldzug von 1859 und auch über Magenta gelesen, und da heißt es überall, daß das fünfte Corps 3½ bis 4 Meilen vom Schlachtfelde entfernt war am Morgen des 4. Juni; daß es also unmöglich dabei sein konnte. Nachdem nun die Brigade Dormus, wie Sie selbst sagen, zum fünften Corps gehörte . . .“

„Ja, da sehen Sie,“ antwortete ich, „wie Geschichte fabricirt wird. Die zwei Bataillons des 31. Regiments und das 4. Kaiserjägerbataillon, welches viel später als wir und erst nach beendetem Kampfe in die Position einrückte, waren doch da. Und wir müssen sogar irgend etwas nichts Unwesentliches zum taktischen Erfolge beigetragen haben, denn unser Oberst und Brigadier erhielt für seine, aus eigenem Antrieb und ohne Befehl erfolgte Mitwirkung mit einem Theile seiner Brigade in der Schlacht bei Magenta das Theresienkreuz, und damit geht man von jeher sehr sparsam um. Nun also, wir fanden das ganze Terrain vom Feinde geräumt, wenigstens vom lebenden; Todte lagen freilich genug herum, aber die waren starr und steif und friedlich. Die Patrouillen hatten ihre Meldungen erstattet, auch wir kehrten zurück in die dunklen Linien, welche dastanden neben dem Gehöfte und auf dem behaupteten Stück Erde, Gewehr bei Fuß, in den herabgesunkenen Schatten der klaren Sommernacht. Getöse und Brausen in der Ferne waren allmählich verstummt und heilige Ruhe hatte sich über die blutgetränkten Fluren gelagert. Nur ein leises Summen schwebte über den langen dunklen Linien, und einzelnen fernen, schwachen Knall trug der kühle Nachtwind in langen Pausen herüber, Beweis, daß dort oben die Vorposten einander nahe, und deren Aufmerksamkeit eine rege war.

So stehen wir da in stiller Bereitschaft eine ungemessen lange Weile, als plötzlich Bewegung in die Colonnen kommt. Mit leiser Stimme werden von Abtheilung zu Abtheilung Befehle gegeben, die Officiere treten an ihre Plätze, die Gewehre rasseln in die Höhe, und gleich darauf brechen die Linien in Reihen ab, und es setzen sich die Bataillone lautlos ostwärts zu in Bewegung.

„Dem Glücklichen schlägt keine Stunde,“ heißt es irgendwo; ähnlich geht es Jenem, der in der Nacht marschiren muß. Er weiß nie, wie lange es gedauert, noch wieviel die Uhr geschlagen hat. Man hat die Empfindung, als ginge man in der Ewigkeit spazieren, und wundert sich nur, wenn es ein Ende nimmt. Diesmal jedoch währte es nicht lange. Nachdem wir eine Weile ins Finstere hineingetappt, in tiefer Stille, ohne irgend welches laute Commando, unter ernstem Schweigen in den Reihen, da der Mannschaft jedes, selbst das geflüsterte Wort strenge verboten war, stockte die Colonne plötzlich und zog sich dann langsam zwischen einzelnen dunklen Häusern dem Mittelpunkte eines größeren Ortes zu. Zu beiden Seiten der Straße wimmelte es von kleinen Lichtern, welche aus einer großen dunklen Masse dort ab und zu aufglitzerten, verschwanden und wieder aufblitzten; dumpfes unregelmäßiges Stampfen auf dem Erdboden und vereinzeltes leises Wiehern schlug an unser Ohr, als wir vorbeizogen, lautlos, wie eine gespenstige Riesenschlange vor einer unheimlichen gespenstigen Stätte.

„Endlich zwischen den düster verschlossenen Häuserzeilen hielten die Colonnen; von Compagnie zu Compagnie gingen die geflüsterten Befehle, die Gewehre rasselten dumpf aufstoßend zu Boden und die Mannschaften durften ruhen. Vom Thurme des Fleckens klang es in zwölf langsamen Schlägen hell und nachzitternd in die stille Nachtluft hinaus. Wir waren in Castellazzo de Barzi. In kurzer Entfernung von hier war hartnäckig gestritten worden, die Franzosen waren wohl gewichen, aber man wußte nicht wie weit; deßhalb die Vorsicht, die Stille und das Geflüster. Sie konnten ebensogut unmittelbar vor uns stehen. So hielten die Bataillone regungslos und warteten auf den herandämmernden Morgen.

Langsam waren die Sternbilder in die Höhe geschwebt und begannen nun vom Zenith gegen Westen sanft herniederzugleiten. Eigenthümliche Stille herrschte in der Runde; nicht die dunkle, durchgeistigte Stille der Sommernacht in der heiligen Ruhe der Waldeseinsamkeit, aber die flüsternde Ruhe der schlummernden See, das tiefe Säuseln und tonlose aber geschäftige Schwirren der Luftschichten über einer Stätte, auf welcher so viele Tausende und Abertausende schlafend oder wachend athmen.“ „Aber Verehrtester,“ unterbrach hier der Andere „Sie werden schon wieder ganz poetisch.“

„Ich, poetisch? Gott bewahre mich davor. Heutzutage ist ja doch die Nüchternheit Trumpf. Uebrigens werde ich von nun an wie ein Reporter zu Ende erzählen.

Also: Endlich verging auch diese Nacht. Im Osten, d. h. hinter unserem Rücken, begann der Morgen zu grauen und sendete ganze Flächen bleichen Lichtes über unsere Köpfe hinüber dem Ticino zu. Noch standen wir in Erwartung des Kommenden, als plötzlich im Westen, vom Ausgange des Ortes vielleicht eine Viertelstunde entfernt, ein paar Gewehrschüsse durch die frische Morgenluft ziemlich klar und scharf herüberklangen.

„Aha, jetzt gehts los!" Das war unser Aller Gedanke.

Eine kleine Pause und dann erhebt sich das Knattern von Neuem und heftiger und stärker, und dazwischen leise Signale aus kaiserlichen Hörnern. Und dann beginnt es da vorne schärfer zu krachen und zu knarren und das beginnende Kampfgetöse dehnt sich langsam und allmählich aus nach Westen dem Ticino zu.

Das Morgengefecht ist im schönsten Gange. So lauschen wir auf den Lärm der entbrennenden Schlacht, als plötzlich vom Eingange des Ortes eine dunkle Masse in langer Linie auftaucht und gleich darauf eine Batterie in scharfem Trabe an unserer Front vorbei, dem nördlichen Ausgange des Ortes zurasselt und poltert und klirrt.

Und von allen Seiten schmettern nun die Hörner zum Sammeln und schallen die Commandos; der Oberst und die Stabsofficiere sprengen daher, die Fronten hinab; die Waffen werden aufgenommen und als von da vorne gerade das erste Donnergrollen der vorgezogenen Batterie an unsere Ohren braust, setzen sich die Colonnen in Bewegung, dem Ausgange des Ortes zu, dem Lärm des begonnenen Gefechtes entgegen.

Bei den letzten Häusern angekommen, sehen wir über einen unfernen Flecken im Westen, im bleichen Lichte des herandämmernden Morgens leichten Pulverdampf lagern oder zwischen dem Grün der Culturen als zarte Schleier in der Höhe zerflattern. Einzelne lange dunkle Linien, deren Waffen im fahlen Morgenlichte silbern aufglitzern, halten zwischen den Baumreihen an der Straße oder winden sich auf Seitenwegen daher, als plötzlich ein Reiter uns entgegensprengt und beim Obersten angekommen sein Pferd parirt.

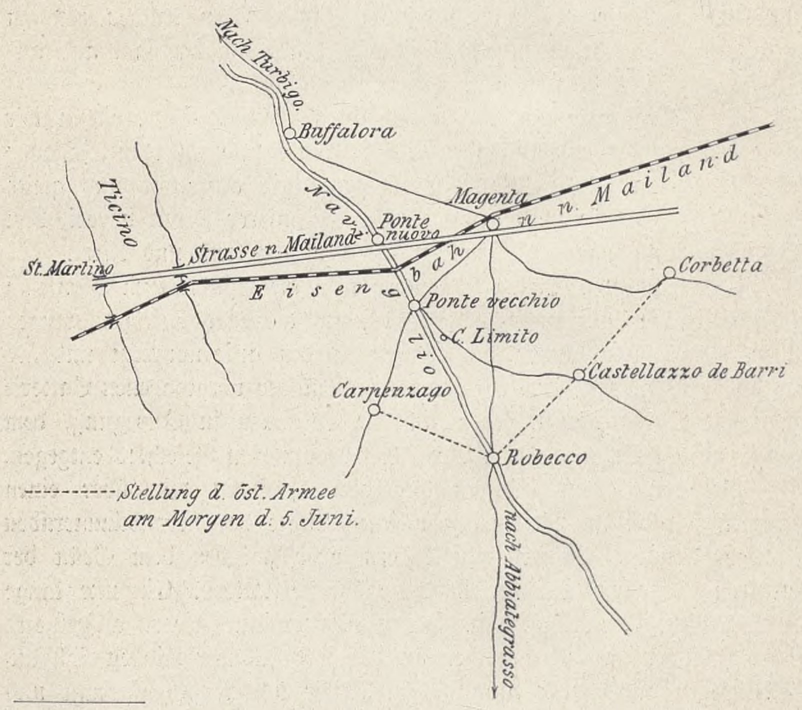
Kaum haben Beide ein paar Worte gewechselt, als auch von der Spitze der Colonne das Signal „Halt!" daherschmettert.

Was soll ich weiter darüber erzählen? Wir mußten zuerst einhalten und dann auf höheren Befehl den Rückzug antreten, wie alle anderen Brigaden und Divisionen und wie die 70.000 Mann, welche unmittelbar hinter uns standen und noch keinen Schuß gethan hatten, da sie erst nach Nachtmärschen angelangt waren. Aber alles das mußte

zurück, alles! Und diesen Abzug von 100.000 Mann vom Schlachtfelde vor irgend Jemandem, der froh war, wenn wir ihn nur in Ruhe ließen, mußte das Regiment Großherzog von Hessen Nr. 14 decken, trotz der erlittenen schweren Verluste am Vortage; und zu diesem Zwecke unternahm es den Angriff auf Ponte vecchio und der Angriff schritt vorwärts, wenigstens entfernte sich das Feuer immer mehr gegen Westen

— — — — — — — — — — — — — — —

Dies war der Stand der Dinge am Abend des 4. und am Morgen des 5. Juni und zum besseren Verständnisse des Folgenden gebe ich Ihnen hier eine kleine Skizze: [1])



[1]) Für die folgende Darstellung der allgemeinen Lage wurden nebst den eigenen, natürlich nur beschränkten Beobachtungen, nachbenannte Quellen benützt, und zwar: „Das österreichische Generalstabswerk über den Krieg 1859", ein classisches Werk; „la campagne de l'Empereur Napoléon III. en Italie 1859"; officiell; ziemlich objectiv, jedoch mit einiger Vorsicht zu gebrauchen; „der Krieg in Italien 1859", anonym 1866 erschienen (von Bartels, k. k. Obstlt.). Nicht ohne Geist, jedoch mit der schärfsten Gallenlauge geschrieben. „Der italienische Krieg 1859"; „Unsere Zeit, V, 1861"; „Mac Mahon. Unsere Zeit, VI, 2, 1870"; endlich: „Handschriftliche Aufzeichnungen eines Wissenden".

Die kaiserlichen Bataillone hielten das Schlachtfeld von Corbetta über Castellazzo de Barzi und Robecco bis Carpenzago, sowie das dazwischenliegende Vorterrain besetzt und damit den Schlüssel der ganzen Stellung. Sie standen hart am Gegner und konnten den Uebergang der Alliirten über den Ticino und ihren Vormarsch auf Mailand von ihrer vortrefflichen Flankenstellung um so leichter verhindern, als von Seite der Verbündeten nur sehr geringe Streitkräfte, nämlich alles in Allem nur die sardinische Division Fanti in Magenta und die Brigade Martimprey der Division Trochu in Ponte vecchio verblieben waren.

Letzteres wird bestritten; immerhin müssen jedoch französische Truppentheile, wenn auch nicht namhafte, Ponte vecchio besetzt gehalten haben. Für das Erstere spricht das hitzige Gefecht am Morgen des 5. Juni, für die geringe Anzahl der Besatzung spricht der schnelle Fortgang, den der Angriff des 14. Regiments machte.

Alles andere war noch am Abende oder in der Nacht zum 5. Juni über den Ticino zurückgegangen. Die französischen Truppen bei St. Martino, die sardinischen Divisionen bei Turbigo, und die wenigen Brigaden in Magenta und Ponte vecchio hätten einem energischen Angriffe der zweifellosen österreichischen Uebermacht früher erliegen müssen, als die Verstärkungen im Stande gewesen wären einzutreffen.

Auf das dringende Ansuchen des französischen Hauptquartiers an den König, er möge am Morgen des 5. Juni gegen Magenta vorrücken, meldete er vom rechten Ufer, wie österreichische Infanterie- und Uhlanenabtheilungen bis an die Brücke von Turbigo streifen, welche blos durch eine kleine Infanterieabtheilung gedeckt sei.

Was aus Mac Mahon und seinem Corps geworden, darüber schweigt die Geschichte; über diesen Punkt läßt sich keine Klarheit gewinnen. Angesichts der kaiserlichen Truppen stand er nicht, soviel ist sicher. Es waren also im besten Falle von Seite der Alliirten, selbst angenommen, daß Mac Mahon mit sammt seinem Corps heranzubekommen gewesen wäre, 35.000 bis 40.000 Mann den 100.000 Oesterreichern gegenüber, welche entweder unmittelbar auf Pistolenschußweite vor den Franzosen hielten, oder doch in ein paar Stunden längstens concentrirt zur Stelle gewesen wären, jedenfalls viel früher, als die französischen Verstärkungen.

Nach dem Angriffe des 14. Regiments auf Ponte vecchio im Morgengrauen des 5. Juni und nach dessen anbefohlenem Rückzuge will Trochu die retirirenden Oesterreicher circa 4000 Schritte weit, das wäre bis

Robecco, verfolgt haben und dann in seine Position nach Ponte vecchio zurückgekehrt sein.

Schön gesagt, aber wenig glaubwürdig. Den weichenden Gegner genau 4000 gemessene Schritte weit verfolgen und dann in seine alte Stellung zurückkehren, sähe dem großen Schönredner Trochu wohl ähnlich, obgleich es wahrhaftig nicht für das Bewußtsein eines errungenen Erfolges spräche.

Im Uebrigen scheint ihm seine lebhafte Phantasie schon damals Streiche gespielt zu haben. Ich weiß bestimmt, daß ein Nachdrängen bis Robecco am Morgen des 5. Juni niemals stattgefunden hat. Das entbrannte Gefecht erlosch nach kurzer Zeit, und Niemand war froher als die Franzosen, daß man sie ferner ungeschoren ließ.

Die Wahrheit zu sagen, sie waren von ihrem Erfolge noch mehr verblüfft, als wir vom angeordneten Rückzuge. Sie hatten noch weniger Ueberblick über die ganze Sachlage als wir, und ihr ganzes Verhalten in der Nacht und am Morgen des 5. Juni zeigt deutlich, wie sie es waren, die einen übermächtigen Angriff befürchteten, und daß sie für den ersten Anprall und bis sich die Sache geklärt, die wenigen Brigaden dort beließen, sicherlich mit dem Befehle, im Falle eines ernsten Angriffes den Rückzug in den Brückenkopf von St. Martino zu nehmen.

Diese Annahme ist erlaubt, wenn es überhaupt erlaubt ist, vom Bekannten auf das Unbekannte zu schließen. Wäre es in der Absicht der Alliirten gelegen gewesen, den sogenannten Sieg des Vortages auszubeuten, so hätten sie erstens, was an Truppen vorhanden war, in der Nacht noch vom rechten Ufer auf das linke geführt, statt des Gegentheiles; so hätte sich weiters die Division Fanti in Magenta sicherlich gerührt, sowie das Knattern bei Ponte vecchio begann, ebenso Mac Mahon. Doch von dieser Seite geschah am Morgen des 5. Juni gar nichts; es fiel kein Schuß, obwohl man den Lärm des Gefechtes von Ponte vecchio deutlich genug hinüber hören mußte.

Aber um von dem Gebiete der Vermuthungen auf das der Thatsachen überzugehen, das bleibt unbestritten, sie hätten den Sieg, den sie am 4. Juni gegen annähernd gleiche, wenn auch zersplitterte Streitkräfte nicht erringen konnten, am 5. Juni unter weit schwierigeren Verhältnissen erkämpfen oder über den Ticino zurückgehen müssen, denn dort wo und so wie sie standen, konnten sie unmöglich stehen bleiben. In Summa, für die Franzosen ist Magenta bestenfalls eine unentschiedene Schlacht mit schlechteren Chancen für den nächsten Tag, und erst der österreichische Feldherr hat einen französischen Sieg daraus gemacht. An Beweisen hiefür fehlt es wahrhaftig nicht.

Vom Berichte Napoleon's an die Kaiserin wissen wir, daß derselbe am 5. Juni Vormittags vom rechten Ufer des Ticino zu einer Zeit abgeschickt wurde, als das linke Ufer von den kaiserlichen Truppen noch nicht endgültig geräumt war, ebenso, daß dieser Bericht nur in ganz allgemeinen Ausdrücken von einem Zusammenstoß, aber beileibe nicht von Sieg sprach: „Die Armee ruht und concentrirt sich," das sieht doch wahrhaftig allem eher als einer Siegesbotschaft ähnlich, wie sich denn diese erst am 6. Juni in Paris zu verbreiten anfing, das heißt erst dann, als die Oesterreicher die Wahlstatt definitiv verlassen hatten. Und um das Siegesbewußtsein der Franzosen so recht zu zeichnen, genügt es anzuführen, daß sie sich erst am 6. Juni vermittelst einer scharfen Recognoscirung gegen Abiate grasso weitertasteten, ein Ort, welcher vielleicht eine starke Wegstunde vom Schlachtfelde entfernt liegt. Alles untrügliche Kennzeichen für den errungenen Sieg.

Und um die Geschichte nachträglich so recht nach Herzenslust fälschen zu können, wurden sämmtliche auf die Schlacht von Magenta bezug-habenden Armeebefehle und Relationen des französischen Hauptquartiers aus dem französischen Kriegsarchive beseitigt, wenigstens war und ist über diese fatale Geschichte dort nichts mehr vorfindlich. Man zog vor, über die ganze Angelegenheit ein mystisches Dunkel zu breiten. Im Uebrigen fielen ihnen nachträglich die Früchte eines Sieges zu, und das ist doch eigentlich entscheidend."

„Ja zum Teufel!" und dabei sprang mein Zuhörer auf und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser umfielen und der Wein über das Tischtuch rann; „zum Henker, da haben ja eigentlich wir den Sieg erfochten gehabt und in den Lehrbüchern steht doch . . ."

„Ah! In den Lehrbüchern steht manches, was nicht wahr ist!"

„Ja, mag sein, aber die Geschichte mit Mac Mahon und seinem Herzogshut? Etwas muß doch daran sein!"

„Gewiß! Etwas ist daran, sogar sehr viel. Die Franzosen sind von jeher Meister im Arrangiren gewesen. Am 5. Juni in der Früh sehen sie plötzlich, daß die zähen Gegner sich anschicken, das behauptete Schlachtfeld freiwillig zu verlassen und den Uebergang über den Ticino freizugeben."

Wie sie schon gescheite Leute sind und voll Esprit, sagen sie gleich: „Sacré mille tonnères, wir haben es ja gleich gewußt. Einer muß die Schlacht gewonnen haben, wollens die Oesterreicher partout nicht sein, eh bien! seien wir's!"

Der Sieg wäre also da, nun brauchen wir aber auch den Helden, welcher den Karren aus dem Schlamme gezogen, will sagen, welcher den entscheidenden Stoß auf die zähen Weißröcke geführt hat, damit die Welt doch eine glaubhafte Geschichte zu hören bekommt!

Und weil der alte Spießgeselle Espinasse todtgeschossen ist und sonst Niemand passender zu diesem Zwecke vorhanden, so wird der redliche Mac Mahon ins Hauptquartier beschieden, und zwar nicht gerne, denn er hat beim Staatsstreich nicht mitgethan, aber doch. Hier will ihm der Empereur sogleich um den Hals fallen; er besinnt sich aber noch zu rechter Zeit, hält inne und sendet auf das linke Ticinoufer um Nachrichten.

Nach einer Stunde kehrt der Adjutant zurück mit der Meldung, daß das Feuer aufgehört habe und der letzte Mann vom Regimente Hessen ostwärts abmarschirt sei. Und jetzt erst fällt Napoleon dem General endgültig und gerührt um den Hals und sagt mit bedeutender Stimme zum Erstaunten: „General, Sie sind unser Retter, Sie sind der Sieger.“ Dann wendet er sich an den glänzenden Kreis seiner Umgebung und seines Stabes und sagt: „Messieurs! Es lebe der Marschall, Herzog von Magenta!“

Und damit war der neue Bayard fertig, und was bei der sonst edlen Bescheidenheit des neuen Paladins unbegreiflich, er hat es selber geglaubt, noch durch ganze elf Jahre geglaubt, und die Welt mit ihm.

Ja, sehen Sie, so macht man Geschichte und Gloire. Die Franzosen verstehen's, das muß man ihnen lassen. Dort bedarf man der Gloire und dazu großer Männer, und nachdem diese auf natürlichem Wege selten kommen wollen, so werden sie nach Bedarf erfunden oder in künstlicher Weise erzeugt im Brutofen der Legende; das haben die Franzosen von ihrem Erzmythologen Thiers gelernt.

Und bedeutende Beispiele thun einem Volke noth, denn sie sind die Mütter bedeutender Thaten. Das haben die Franzosen instinctiv gefühlt und zur Zeit ihres tiefsten Falles ihren „glorreich Besiegten von Wörth“ erfunden, sowie es dereinst die Römer gethan, die auch ihren „glorreich Besiegten“ zwar nicht von Wörth, aber von Cannä gehabt. Und was auch der alte Hannibal darüber gelacht haben mag, mit diesem Geiste haben sie schließlich doch Karthagos Macht gebrochen. Wahrhaftig, es liegt viel lebendiger Patriotismus und viel schönes Ehrgefühl darin und wäre zur Nachahmung allenthalben zu empfehlen.“
„Aber“, frug mein Gegenüber, „damit weiß ich noch immer nicht, wieso unser siegreiches Heer vom behaupteten Schlachtfelde weggekommen?“

„Ja so, richtig. Ja, damit ist es eine eigene Sache. Sehen Sie, im Kriege ist die Moral Alles. Freilich, wo Zehn auf Einen kommen, wie bei Pultawa, da hört die Moral auf; da wird die Minderheit von der ungeheuren Masse einfach erdrückt, wie dazumal der selige Leonidas sammt seinen tausend Spartiaten.

Wo aber das Mißverhältniß nicht gar zu groß ist, da wird stets jener Theil den Platz behaupten, wo die Moral, will hier sagen der Wille zu siegen, bei Haupt und Gliedern stärker vorhanden ist. Denn der Besiegte weicht heutzutage ausnahmslos nicht der überlegenen physischen, sondern der höheren moralischen Kraft. Sie werden mich verstehen, wenn ich Ihnen sage, daß dem Sieger die zerschossenen Knochen und durchbohrten Leiber genau so weh thun wie dem Besiegten, aber der Erstere hält es eben länger aus. Und es giebt Schlachten, bei denen dieses moralische Element auf der einen Seite nur um ein paar Minuten länger vorgehalten hatte, aber selbst das gab schon den Sieg. Und was bei der Truppe die niederen moralischen Impulse, das sind bei dem Führer die höheren Moralitäten. Der feste Wille, dem Gegner das Gesetz aufzuzwingen, die Erkenntniß des Möglichen und der eiserne Entschluß, das Mögliche auch wirklich auszuführen. Wer diese Potenzen besitzt, der ist der Herr und wird seiner Zeit das Gesetz dictiren.

Aber daran hat es gefehlt auf unserer Seite. Bei der Truppe freilich nicht; da war der Wille zum Siegen redlich vorhanden; aber die Schultern des Feldherrn waren zu schwach für die Größe der Aufgabe.

Ein paar Tage nach der Schlacht wurde in Officierskreisen herumerzählt, wie der Chef des Generalstabes, der treffliche Kuhn, den schwankenden Heerführer in der Nacht zum 5. Juni mit aufgehobenen Händen gebeten habe, die unvergleichlich günstige Lage zu einem entscheidenden Schlage auszunützen, die Reste der feindlichen Armee über den Fluß zu werfen oder gefangen zu nehmen und dann angriffsweise vorzugehen.

Beinahe drei Corps waren gar nicht zum Schlagen gekommen und standen mit den Truppen, welche das Schlachtfeld innehatten, für diesen Tag zur Verfügung. Der Muth der Soldaten, welche heute den Feind häufig vor sich hergetrieben, war ungebrochen, der Erfolg nahezu sicher. Die Folgen, wenn dieser Rath durchgedrungen und zu einer entscheidenden Niederlage des Empereurs geführt hätte, wie es beinahe mußte, waren unberechenbar; die Karte Europas hätte heute ein anderes Aussehen.

Umsonst. Die moralische Kraft des österreichischen Feldherrn war unzulänglich. Er getraute sich nach seinen eigenen Worten nicht, das Heer zu riskiren: „Was würde sein Kaiser dazu sagen!"

Aber mein Gott! Das Heer war ja doch zum Schlagen da. Es erinnert dieses Bedenken lebhaft an die Geschichte von dem Bürgermeister, welcher die neue Spritze beim ersten Brande nicht ausrücken ließ, damit sie nicht verdorben werde.

Und was er eigentlich besorgte, ist unerfindlich. Selbst im allerschlimmsten Falle hätte die kaiserliche Armee nur das gezwungen thun müssen, was sie jetzt ohne Noth und freiwillig that, nämlich die Ticinolinie verlassen und ein ganzes großes und reiches Königreich aufgeben. Von irgend einer Gefahr für das Heer konnte niemals die Rede sein, dazu waren weder die beiderseitigen Stärkeverhältnisse noch Stellungen angethan. Wohl ist es wahr, daß mehrere Divisionen, welche am rechten Flügel gefochten hatten, ohne Befehl aus dem Hauptquartiere das Schlachtfeld in der Nacht auf dem Wege nach Mailand verlassen hatten; nichtsdestoweniger stand das Stärkeverhältniß, die Reserven eingerechnet, zu Gunsten des österreichischen Heeres, die Kampflust der Truppen war durch den sichtbaren Erfolg des blutigen Tages gesteigert, und die taktischen Vortheile für den neuen Kampf waren klar auf Seiten der kaiserlichen Armee.

War es die Moral der Weltgeschichte, die sich gerade dieses Werkzeug für diesen Zweck gewählt?

Diese Frage mag ich besser nicht beantworten . . .

* *
*

Genug. Wir gingen denn zurück, und zwar abwärts gegen den Po zu, ohne Mailand zu berühren. Aber das Bewußtsein des Heeres war von da an ab wohl nicht gebrochen, doch schwer erschüttert. Das Heer ist beileibe keine stumpfe Masse und kein gedankenloses Werkzeug in dem Sinne, daß man ihm alles bieten kann. Selbst der gemeine Mann hat ein unglaublich feines Gefühl für alles, was sein Handwerk betrifft, und einen wunderbaren, fast divinatorischen Blick. Und der hatte das Vertrauen zu seiner Führung verloren und damit die Hoffnung auf Erfolg. Um 9 Uhr Vormittags am 5. Juni hielten die Bataillone der Brigade, welche nun vereinigt war, die erste Rast nach 24 Stunden, und zwar bei einer Mühle. Hier kam auch das alte Huhn, welches solche Kämpfe gekostet, und welches mein Diener bei sich getragen, zu Ehren.

Seit dem Morgen des Vortages waren wir ohne alle Nahrung geblieben. Hier präsentirte ich dasselbe dem Obersten, und derselbe acceptirte huldreichst. Er behielt sich die Brust davon, einen Schenkel nahm mein Major, den zweiten mein Hauptmann, und mir blieb der Kragen. Wenig genug, werden Sie sagen, nach 36 Stunden Fasten und 24 Stunden Marsch, worunter zwei Stunden schweren und verlustvollen Kampf; denn wir hatten in der kurzen Zeit immerhin einige Officiere und ein paar hundert Mann eingebüßt. Nun und mit denen konnten die Franzosen jetzt Staat machen. Pah! Aber im Kriege geht es eben nicht anders."

— — — — — — — — — — — — — — —

„Hören Sie," sprach der Andere nach einer Pause, „Sie sollten das niederschreiben und irgendwo drucken lassen."

„Das will ich ohnedies," antwortete ich.

„Denn", sagte mein Zuhörer wieder, „es steckt viel Moral in Ihrer Erzählung und es läßt sich Manches daraus lernen; erstens..."

„Ach! Moral? Lernen? Glaube kaum. Mein Gott! Die Bücher werden gelesen, entweder um eine Prüfung zu machen oder um die Zeit todtzuschlagen.

Im ersten Falle wird das Gelesene sogleich nach der Prüfung vergessen, im zweiten Falle schon während des Lesens selbst. Wirklich praktische Schlüsse aber werden aus der Lectüre meines Wissens höchst selten gezogen.

Freilich Moral läge genug in der kleinen Erzählung, vor Allem jene Moral, die so billig ist und so ordinär wie Zündhölzchen und die man gerade deshalb nicht schätzt, die Moral, wie es sehr zweckmäßig ist, zur rechten Zeit auf den rechten Platz, auch den richtigen Mann zu stellen. Und das ist auch in Oesterreich nicht schwer, denn wir haben hier ebensoviel tüchtige Leute wie anderswo."

Das k. und k. naturhistorische Hofmuseum.

Von Dr. Otto Stapf.

(Schluß.) [1]

Bedeutend umfangreicher als dieser Grundstock für die neu zu schaffende ethnographisch-anthropologische Abtheilung war jener für die geologisch-paläontologische. Partsch hatte bereits, als er 1836 Leiter der mineralogischen Sammlungen wurde, eine Suite von rund 5500 Nummern geologisch-palaeontologischer Objecte übernommen, die theilweise noch aus Baillou's Zeiten herrührten. Doch war er immerhin der erste, der diesen Theil der Sammlungen nach seinem ganzen Werthe zu schätzen wußte und mit allem Nachdrucke förderte. In derselben Richtung und theilweise mit noch größerem Erfolge waren dann später Moriz Hörnes (1856 bis 1868) und seither Theodor Fuchs thätig, so zwar, daß 1878, als Hochstetter die unmittelbare Leitung der Abtheilung übernahm, an 108.000 Nummern vorhanden waren. Ein Theil davon, so namentlich die ansehnliche Tertiärsammlung, war größtentheils durch die Arbeiten der Custoden Hoernes und Fuchs zu Stande gebracht worden. Durch Ankauf war schon 1852 die große Petrefactensammlung des Geheimrathes Joseph Ritter v. Hauer, 1864 diejenige des Professors v. Reuß, 1865 eine solche von E. v. Otto in Dresden dazugekommen. Seit 1859 endlich legte der Volontär Felix Karrer seine große Foraminiferensammlung an, die schließlich bis auf 6000 Nummern stieg.

Hochstetter übernahm selbst die unmittelbare Leitung der ethnographisch-anthropologischen, und 1877 nach dem Rücktritte Professor Tschermak's auch jene der mineralogischen Abtheilung, von welcher

[1]) Siehe „Oesterr.-Ungar. Revue", VIII. Bd., S. 116 und S. 231.

die geologisch-paläontologische Abtheilung nun allmählich abgetrennt wurde. Die erstere, in jeder Hinsicht seine eigenste Schöpfung, lag ihm vor Allem am Herzen.

Schon durch E. v. Sacken war ein Theil der prähistorischen Schätze Oesterreichs geborgen worden, und zwar hatte derselbe in den Sammlungen des k. k. Münz- und Antikencabinets, das bereits einzelne Objecte dieser Art wie die 12 keltischen Helme von Radkersburg (1812) besaß, seinen Platz gefunden. Zu einer systematischen und ausgiebigen Ausbeutung der Fundstätten und einer entsprechenden Aufsammlung der Gegenstände war es aber kaum irgendwo gekommen, und Vieles ging darüber für immer den österreichischen Museen verloren. Hochstetter brachte endlich Abhülfe. Er organisirte 1877 und 1878 mit Hülfe des damaligen Bergrathes zu Hallstatt, Joseph Stapf, die von diesem schon seit einer Reihe von Jahren wieder aufgenommenen Ausgrabungen auf dem dortigen, schon seit lange berühmten Gräberfeld und stellte sie ganz in den Dienst des naturhistorischen Hofmuseums. Bald darauf bestimmte er die k. Akademie der Wissenschaften dazu, eine eigene prähistorische Commission zu gründen, die eine jährliche Subvention zur Vornahme von Ausgrabungen erhielt, und ebenso gewann er die anthropologische Gesellschaft in Wien für seine Ziele. Nach den Gräbern von Hallstatt wurden jene von Watsch und Margarethen, die bald zu hohem Rufe gelangten, die Pfahlbauten im Attersee und im Laibacher Moor, die Höhlen in Krain und zahlreiche andere Fundorte in den Alpenländern und in Böhmen und Mähren ausgebeutet. So reich waren die Ergebnisse dieser Nachforschungen, daß sie bei der endlichen Eröffnung des Museums zusammen mit dem kleinen Stock ausländischer Funde und des jüngsten Zuwachses von Santa Lucia im Küstenlande (1886 und 1887) drei große Säle füllten.

Ein anderer Weg mußte eingeschlagen werden, soweit es den Ausbau der ethnographischen Sammlungen galt. Hier insbesondere kamen Hochstetter seine weiten und zahlreichen Verbindungen zu statten. Dazu unternahm er selbst noch wiederholte Reisen nach dem Deutschen Reiche, nach Holland, Dänemark, Italien u. s. w., um diese oder jene Sammlung zu erwerben, und schließlich wuchs auch in dieser Zeit so manches dem Museum zu durch die Freigebigkeit, die Selbstlosigkeit und die patriotische Begeisterung Einzelner für das große heimathliche Unternehmen, das eben im Entstehen begriffen war. In jener Zeit der Hochstetter'schen Verwaltung erhielt das Museum die große Bilimek'sche Sammlung mexikanischer Alterthümer, eine lange Reihe nordamerikanischer

Steinwerkzeuge und Thongefäße und peruanischer Alterthümer, sowie die reichen ethnographischen Collectionen, die Hansal, Marno, Emin Bey und Buchta in Nubien, Holub in Südafrika, Czurda auf Celebes u. s. w. aufgebracht hatten. Man wandere jetzt fast durch die weiten, theilweise überfüllten Räume der ethnographischen Abtheilung und bedenke dann, daß alles, was von dem Reichthum, der jetzt fast das Auge verwirrt, im Jahre 1876 in dreißig Kisten Platz gefunden hatte.

Verhältnißmäßig leichter gelang es, die geologisch-paläontologische Abtheilung soweit zu vervollständigen, daß sie gleichzeitig mit den älteren Abtheilungen eröffnet werden konnte. Zwei große Erwerbungen zu diesem Zwecke wurden schon bald nach der Uebernahme der Intendatur durch Hochstetter gemacht: die eine, ein Geschenk v. Schary's in Prag, umfaßte über 1100 Nummern von Versteinerungen aus dem böhmischen Silur, die andere, eine große phytopaläontologische Sammlung von Constantin Freiherr v. Ettingshausen wurde käuflich erworben. Dazu kamen noch eine Anzahl großer Saurierreste aus dem württembergischen Lias, vor Allem aber jene gewaltigen Thierskelette, die uns heute im Saal X des Hochparterres entgegentreten. Hieher gehören die Riesenvögel Neuseelands, ein Geschenk Julius v. Haast's in Christchurch, und die Skelette des Höhlenbären, des Höhlenlöwen und des irischen Riesenhirschen, letzteres eine Spende Heinrich von Drasche's, und zahlreiche minder vollkommene Reste der diluvialen Säuger. Ebenfalls ganz neu geschaffen wurde auch die dynamisch-geologische Sammlung, welche die Wirkungen der umgestaltenden und zerstörenden Kräfte auf der Erdoberfläche und speciell an den Gesteinen zur Anschauung bringen soll. Sie wurde, wie so vieles Andere, von den Beamten des Instituts in oft mühsamer Sammelarbeit aus hunderten weit zerstreuter Objecte zusammengetragen.

Neben der Anlage und dem Ausbau der beiden neuen Abtheilungen wendete Hochstetter in intensiverer Weise sein Augenmerk noch den mineralogisch-petrographischen Sammlungen zu. Ihre bisherige Gliederung blieb, abgesehen von der Ausscheidung der geologisch-paläontologischen Stücke, aufrecht, nur kam noch eine Sammlung der Bergproducte und eine solche der Baumaterialien hinzu. Die erstere wurde 1883 von dem Custos Aristides Brezina, die letztere 1878 von Felix Karrer in Angriff genommen. Diese speciell ist durch eine Schenkung des österreichischen Ingenieur- und Architektenvereines zu dem gegenwärtigen bedeutenden Umfang herangewachsen. Aber auch die übrigen Sammlungen wurden mächtig gefördert, vor Allem durch die wahrhaft munificenten Schenkungen Heinrich v. Drasche's.

Die Leitung der Vorbereitungen für die Uebersiedlung und Neuaufstellung der zoologischen und botanischen Abtheilung lag in den Händen der Vorstände derselben, des Directors Franz Steindachner und des Custos Wilhelm Reichardt. Am langwierigsten gestalteten sie sich begreiflicherweise in der ersteren, nicht blos in Folge des Umfanges der Sammlungen, sondern auch wegen der Schwierigkeit und Umständlichkeit der Behandlung vieler Objecte und der Ausscheidung zahlreicher alter Präparate und des Ersatzes derselben durch neue.

Die botanische Abtheilung hatte bis 1879 unter der Leitung des Directors Eduard Fenzl gestanden, der zugleich Director des botanischen Gartens der Universität war, und war, wie erwähnt, seit 1837 im Musealgebäude desselben am Rennweg untergebracht gewesen. Da die Sammlungen der beiden unter einem gemeinsamen Leiter stehenden Institute stets als zusammengehörig behandelt worden waren, so ergab sich nunmehr angesichts der bevorstehenden Uebersiedlung in das neue Museum die Nothwendigkeit einer mehr oder weniger gewaltsamen Trennung umsomehr, als das Eigenthumsrecht der beiden Anstalten auf jeden einzelnen Gegenstand natürlich nicht nachweisbar war. Es wurden denn also die Herbarien und etwa ein Drittel der Bibliothek dem Hofmuseum zugesprochen, während die Früchte- und Hölzersammlungen und der größere Theil der Bibliothek dem Universitätsinstitute zufielen, so daß nun an Stelle der einen großen und in sich abgeschlossenen Anstalt zwei Rumpfinstitute bestanden, die sich nur allmählich und begreiflicherweise nicht ohne gegenseitige Concurrenz ergänzen konnten. Schon 1880 wurde der größte Theil der Herbarien in Kisten verpackt, die in den Kellerräumen des Belvedere untergebracht wurden, wo sie volle vier Jahre unbenützbar lagerten.

Hochstetter hatte mittlerweile schon Ende 1881 seine Arbeitsräume in dem neuen Gebäude bezogen und den größten Theil der ethnographischen, anthropologischen und prähistorischen Sammlungen in den fertiggestellten Depoträumen untergebracht. 1884 begann die Einrichtung der botanischen Abtheilung, bald darauf auch die Uebertragung der mineralogischen und zoologischen Sammlungen. Kaum hatten diese Arbeiten begonnen, so erkrankte Hochstetter in gefährlicher Weise, und am 18. Juli desselben Jahres raffte der Tod unerwartet schnell den scheinbar in ungebrochener Kraft stehenden Mann hinweg. So sollte er die Freude und den Ruhm der Vollendung seines groß angelegten Werkes nicht mehr genießen. Doch war es immerhin soweit vorgeschritten, daß die Arbeiten dadurch keine Unterbrechung erfuhren.

Erst im folgenden Jahre wurde ein Nachfolger in der Person des Directors der geologischen Reichsanstalt, Franz von Hauer, ernannt. Unter diesem wurde 1886 die Uebersiedlung und im Sommer 1889 die neue Aufstellung der Sammlungen auf Grund des von Hochstetter in den wesentlichsten Theilen ausgearbeiteten Planes glücklich zu Ende geführt.

Außer den bereits genannten, während dieses Zeitraumes gemachten größeren Erwerbungen fielen dem Museum in diesen letzten Jahren noch an bedeutenden Sammlungen zu die sogenannte Kronprinz Rudolf-Sammlung, welche aus der Hofburg übertragen wurde, durchwegs von dem Kronprinzen selbst erbeutete Jagdtrophäen, die durch ungemein wirkungsvolle und lebenswahre Darstellung zu den Meisterwerken moderner Taxidermie gehören, dann ein kostbare, umfangreiche Sammlung indischer Flußfische — wohl die vollständigste ihrer Art — von Francis Day, dem Generalinspector der Fischereien in Indien, eine ziemlich erschöpfende Sammlung der Fauna der Insel Jan Meyen von dem österreichischen Corvettenarzt Dr. Ferdinand Fischer, ferner eine große Sammlung einheimischer Vögel, ein Geschenk Rudolf's von Tschusi zu Schmidhofen, eine große, äußerst werthvolle japanische Collection aus dem Nachlasse des Obersten Philipp Freiherrn von Siebold, welche sein Sohn Heinrich dem Hofmuseum als Geschenk überließ, und außerdem zahlreiche kleinere Sammlungen, deren Aufzählung viel zu weit führen würde.

Es ist begreiflich, daß die rein wissenschaftliche Thätigkeit der Beamten der Anstalt während dieser Periode der Reorganisation in hohem Grade oder theilweise wohl auch ganz ins Stocken gerieth. Erst als die Aufstellungsarbeiten bis zu einem gewissen Punkte fortgeschritten waren, konnte sie wieder in größerem Umfange aufgenommen werden. Immerhin konnte der Intendant von Hauer schon 1886 die Herausgabe der „Annalen des naturhistorischen Hofmuseums" unternehmen, welche neben einem jährlichen Rechenschaftsbericht über die Erwerbungen des Museums und die wissenschaftliche Thätigkeit des Beamtenkörpers gelehrte Abhandlungen von Mitgliedern desselben enthalten. In ihnen lebte der bereits von Endlicher 1836 bis 1840 gemachte Versuch, für die k. k. Hofnaturaliencabinete ein eigenes naturwissenschaftliches Organ („Annalen des Wiener Museums für Naturgeschichte") zu begründen, wieder auf.

So erkennen wir in der Geschichte des k. und k. naturhistorischen Hofmuseums, das heute so groß und reich dasteht, die noch ganz

dilettantisch gehaltene Baillou'sche Sammlung als den Grundstock, von dem die Entwickelung ausging und an dem sich im Laufe der Zeit Glied an Glied anschloß. Unmittelbar aus ihr hervorgewachsen ist die mineralogische und in — wenigstens nach außen hin — später Abzweigung die geologisch-paläontologische Abtheilung. Jener haben sich dann, aus ähnlichen dilettantischen Anfängen hervorgegangen, 1796 die zoologischen und 1807 die botanischen Sammlungen angeschlossen. Aber auch die ethnographischen Sammlungen reichen in ihren ersten Anlagen bis 1806 zurück, aber ohne daß sie während der Zeit ihrer ersten, so mannigfach wechselnden Aufstellung (1818 bis 1840) jemals in innigerer Verbindung mit dem Naturaliencabinet gestanden hätten. Erst 36 Jahre später erfolgte, nachdem sie schon beinahe in Vergessenheit gerathen waren, ihr Anschluß an das neue Museum. Fast ebenso alt sind die Anfänge der prähistorischen Sammlungen, wenn sie auch erst seit den Fünfzigerjahren durch Sacken eine wissenschaftliche Pflege fanden. Aber auch sie nahmen ihre langsame Entwickelung bis auf Hochstetter ganz außer Zusammenhang mit den naturhistorischen Hofcabineten. Am jüngsten endlich ist die anthropologische Sammlung, die in ihren lange zerstreuten Anlagen bis in die Fünfzigerjahre zurückdatirt. Heute hat sich alles das zu einem schönen Ganzen zusammengefügt, dessen innere Ausgestaltung zwar augenblicklich einen Abschluß gefunden hat, das aber auch in der Zukunft immerfort zu neuer lebendiger Entwickelung drängen wird.

Es liegt außerhalb des Rahmens dieses Aufsatzes, den Inhalt der einzelnen Abtheilungen des naturhistorischen Hofmuseums zu analysiren oder zu schildern, oder den Bau nach der architektonischen Seite zu würdigen. Das Eine würde ermüden und könnte doch nur eine auszugsweise Wiedergabe des von der Intendantur des Museums selbst herausgegebenen „Allgemeinen Führers durch das k. und k. naturhistorische Hofmuseum" (Wien 1889) sein, das Andere muß der Feder des Kunstkritikers überlassen bleiben. Dagegen dürfte es am Platze sein, anschließend an den vorausgegangenen historischen Theil noch einige Worte über die räumlichen Verhältnisse des Hofmuseums und über die Ziele und Aufgaben zu sagen, welche ihm nach seiner ganzen geschichtlichen Entwickelung und auch nach der Intention seines kaiserlichen Begründers in treuem Festhalten an den Traditionen seines Hauses gestellt sind.

Die Sammlungen sind in 54 Sälen und 6 Nebenräumen untergebracht. Die Säle liegen an den Straßenfronten des Hochparterres

und der zwei Stockwerke, die Nebenräume an dem linksseitigen südwestlichen Hofe. Von den ersteren sind 43 den Schausammlungen gewidmet, die übrigen, sowie alle anderen Räumlichkeiten des Hochparterres und des ersten und zweiten Stockwerkes dienen zur Aufnahme rein wissenschaftlicher Sammlungen und als Arbeits- und Bibliotheksräume für die Beamten des Institutes. Die Depots und Präparationsräume sind im Tiefparterre untergebracht. Der für die Sammlungen selbst bestimmte Flächenraum beträgt über 15.300 Quadratmeter, wovon mehr als die Hälfte auf die zoologischen Sammlungen entfallen. Der ungeheure Fortschritt gegenüber dem Raumausmaße, das früher den Sammlungen zu Gebote stand, geht daraus hervor, daß die zoologischen Sammlungen in dem linken Flügel des Bibliotheksgebäudes am Josephsplatze im Ganzen über einen Flächenraum von 2255 Quadratmeter, die mineralogischen und geologischen Sammlungen über einen solchen von 729 Quadratmeter und die botanischen über 380 Quadratmeter, die Sammlungen der drei Hofcabinete zusammen also über 3364 Quadratmeter verfügten. Die großen Schausäle an den Fronten messen rund 200, die Ecksäle 260 Quadratmeter bei 11·22 Meter Tiefe. Die Beleuchtung erfolgt ausschließlich durch Seitenlicht, welches überall — etwa mit Ausnahme der in den Mittelbau fallenden Säle — in sehr reichem Maße durch die hohen Fenster Zutritt findet. Den Antheil der einzelnen Abtheilungen an den Sammlungs- und Arbeiterräumen zeigt die Uebersicht S. 161.

Wie bereits erwähnt, hatte schon 1766 Maria Theresia den Befehl gegeben, die Naturaliensammlung an gewissen Tagen dem allgemeinen Besuch zu öffnen. Diese Gepflogenheit war seitdem immer mit jenen kurzen Unterbrechungen, wie sie durch Umbauten oder Neuaufstellungen nothwendig wurden, aufrechterhalten worden. Es sollten eben diese Sammlungen als ein allgemeines Bildungsmittel dienen, Liebe und Freude an der Natur wecken und zu ihrem Studium in den weitesten Kreisen anregen. Aus diesem Grunde war darum auch schon früh viele Sorgfalt darauf verwendet worden, die interessanteren und lehrreicheren Objecte den Besuchern in möglichst übersichtlicher und systematischer Anordnung in Glasschränken und Glaspulten vorzuführen und mit einer klaren und verläßlichen Etiquettirung zu versehen. Sprach sich darin die Absicht aus, die naturgeschichtliche Bildung auf eine möglichst breite Basis zu stellen, so sollte andererseits auch die wissenschaftliche Forschung hier alle Mittel zu ihrer Erweiterung und Vertiefung finden. Beständige Bereicherung und Vervollständigung

der Sammlungen und der dazu gehörigen Fachbibliotheken, ihre sorgfältige Erhaltung und eine weitgehende Liberalität in der Zulassung Aller, die sich naturwissenschaftlicher Studien beflissen, insbesondere aber junger aufstrebender Talente, sollten diesem Zwecke dienen und insoferne einen gewissen Anschluß der Hofcabinete an die Hochschulen des Reiches und eine Ergänzung zu denselben schaffen.

Abtheilungen	Räume	Stockwerke	Zahl
I. Mineralogisch-petrograph. Abth.	Schausäle	Hochparterre	5
	Arbeits- u. Bibliotheksz.	"	8
	Laboratorien	Tiefparterre	7
II. Geologisch-paläontologische Abth.	Schausäle	Hochparterre	5
	Sammlungssäle . . .	Zweiter Stock	2
	Arbeits- u. Bibliotheksz.	Hochparterre	5
	" " "	Zweiter Stock	3
	Laboratorien u. Magazin	Tiefparterre	1
III. Anthropologisch-ethnographische Abth.	Schausäle	Hochparterre	9
	"	Zweiter Stock	3
	Sammlungssäle . . .	" "	3
	Nebenräume	Hochparterre	4
	Arbeits- u. Bibliotheksz.	"	4
	" "	Zweiter Stock	3
	Magazin	Tiefparterre	1
IV. Zoologische Abtheilung	Schausäle	Erster Stock	19
	Nebenräume	" "	2
	Sammlungssäle . . .	Zweiter "	8
	Kleinere Räume mit Reservesammlungen . .	Erster "	14
	Arbeits- u. Bibliotheksz.	" "	6
	" " "	Zweiter "	11
	Magazine und Präparationsräume	Tiefparterre	2
V. Botanische Abtheilung	Schausäle	Zweiter Stock	1
	Sammlungssäle . . .	" "	3
	Arbeits- u. Bibliotheksz.	" "	5
	Magazin	Tiefparterre	1
Gemeinsamer Bibliothekssaal		Zweiter Stock	1

Aus der jeweiligen mehr oder weniger glücklichen Erfüllung dieser doppelten Aufgabe, zugleich eine Stätte der allgemeinen Bildung und der gelehrten Forschung zu sein, haben die naturhistorischen Sammlungen der Hofcabinete ihre Eigenart erhalten, einen

Charakter, der in seiner Doppelseitigkeit auch dann aufrecht blieb und bleiben mußte, als jene Sammlungen ein neues Heim bekamen. In wie hohem Grade man der ersteren der beiden Aufgaben entgegenkam, beweist der große Raum, der den Schausammlungen zugewiesen wurde, der Aufwand in der Ausstattung derselben und die Mühe, welche aufgewendet wurde, um allen Anforderungen der Uebersichtlichkeit, Anschaulichkeit und Gefälligkeit zu genügen, sowie die weitgehende Liberalität, mit welcher das Museum alsbald nach seiner Eröffnung dem Besuche der Bevölkerung ohne Unterschied des Ranges und des Standes zugänglich gemacht wurde. Eine ansehnliche Zahl von Beamten (drei Directoren, acht Custoden, fünf Custosadjuncten, fünf Assistenten und fünf Hülfsarbeiter) sorgen neben siebzehn unbesoldeten Volontären für die Instandhaltung und Erweiterung der Sammlungen. In ihnen ist aber auch der wissenschaftliche Stab repräsentirt, dem die Pflege der zweiten Aufgabe, die dem Museum gestellt ist, obliegt. Es ist manche Kraft von bewährtem Rufe darunter. Reiche Sammlungen in Hunderten von Schränken und Laden, zum großen Theil werthvolle Typen, die Grundlage aller sorgfältigen, systematischen Studien, zum anderen Theil noch unbearbeitetes Materiale stehen ihnen zugleich mit großen Fachbibliotheken zur Verfügung, und wie ihnen, so auch in kaum minderem Maße dem erfahrenen Forscher, der zum Zwecke der Ausführung oder der Vervollständigung seiner Arbeiten die Schätze des gastlichen Hauses aufsucht, wie dem werdenden Gelehrten, der sein Talent zu bilden kommt.

Viele Jahre lang hat naturgemäß die wissenschaftliche Thätigkeit durch die Uebersiedelungs- und Aufstellungsarbeiten eine starke Beeinträchtigung erfahren, noch ist Vieles im Einzelnen, namentlich an den Fachsammlungen einzurichten, zu ordnen und fertig zu stellen, bevor die neue Organisation in jeder Richtung als durchgeführt wird betrachtet werden können, aber schon zeigt sich der Beginn einer Periode erhöhten Aufschwunges, in der auch der zweite Theil der kaiserlichen Widmung „dem Reiche der Natur und seiner Erforschung" zu seinem vollen Rechte kommen wird, damit sich in Zukunft auch die Frucht so edel gestalte, als die Blüthe schön und vielversprechend ist.

Ferdinand von Saar.

Eine Studie von Victor P. Hubl.

Fernab vom lärmenden Tagesgetriebe, von Clique, Reclame und Parteigezänke, ein echter Dichter in Allem, was er schafft, lebt Ferdinand von Saar. Seine Familie wurzelt im deutschen Oesterreich; dies ist der Boden, auf dem seine eigenartigen Novellen erwachsen, die ihm durch den kräftigen Erdgeruch, welchen sie ausströmen, durch die Kunst, dichterische Momente nicht nur feinfühlig zu erkennen, sondern auch voll herauszuarbeiten, durch die Macht einer seltenen Erzählergabe einen ersten Platz unter den deutschen Novellisten dauernd sichern.

Damit sei durchaus nicht gesagt, Saar's Dramen und Lyrisches seien weniger erfreuliche Leistungen — im Gegentheil, nur stolze, eigenen Werthes sichere Bescheidenheit und ein widriges Geschick andererseits haben seine Bühnenwerke noch keine würdige Stätte finden lassen. Zwar hat man „Die beiden de Witt“ an der Burg aufgeführt, dafür hat man aber auch den „Thassilo“ jahrelang liegen gelassen und den Dichter hingehalten, um das Werk schließlich „wegen zu befürchtenden Mißerfolges“ endgültig beiseite zu legen. Mit „Heinrich IV.“ wurde nicht einmal ein Versuch gemacht. So bleiben zwei herrlichste Bühnenwerke Buchdramen, bis sie einmal in späten Jahren irgend ein tüchtiger Bühnenleiter ausgräbt, bis dann Commentatoren über die Werke herfallen und der staunenden Nachwelt verkünden, der Schöpfer des „Heinrich“ und „Thassilo“ sei ein gottbegnadeter Dichter, ein scharfblickender Historiker, er sei in seiner geistigen Hoheit eine der markantesten Erscheinungen des damaligen Oesterreich gewesen . . .

Ueber Saar's Entwickelungsgang ist wenig in die Welt gedrungen. Aus seinen Werken müssen wir lesen, in ihnen die Ideale finden, denen der Dichter zustrebt, ohne je den sicheren Boden der Wahrheit zu ver-

lassen; aus seinen Gedichten erkennen wir, daß dem zielbewußten Kämpfer herbster Schmerz nicht erspart geblieben, daß er sich mühevoll durchgerungen zu einer mannhaften Resignation, die ihn unentwegt in ureigenem Geiste fortschaffen läßt. So viel Bitteres diese Dichtungen enthalten, mag Saar dem taedium vitae, das ihn überkommen, Ausdruck leihen, nie nähert sich der Dichter weibischen Klagen, nie jenem eklen Gewinsel ohne Saft und Kraft, das anmaßende Unfähigkeit heute öfter denn je als Poesie in die Welt sendet.

Ueber das Leben unseres Dichters vernehmen wir seine eigenen kurzen Worte: „Ich wurde am 30. September 1833 zu Wien geboren. Meine erste Ausbildung erhielt ich am Schottengymnasium, wo ich mit Franz Nissel auf einer Schulbank saß, und wo der spätere Abt und Landmarschall Helferstorfer in den sogenannten Humanitätsclassen unser Lehrer war. Im Herbst 1849 jedoch trat ich auf Wunsch meines Vormundes (ich hatte meinen Vater sehr früh verloren) in Militärdienste. Schon während derselben regte sich meine dichterische Begabung, und nach dem Feldzuge 1859 quittirte ich meine Officierscharge gegen zweijährige Gageabfertigung, um mich ausschließlich der Literatur zu widmen, wobei ich längere Zeit mit schweren Lebenssorgen zu kämpfen hatte. Mit den ersten Werken, die ich 1865 und 1866 veröffentlichte, gelang es mir, die Aufmerksamkeit der literarischen Kreise Wiens auf mich zu lenken, und ich wurde in Folge dessen mit einem Künstlerstipendium betheilt, das ich im Laufe der Jahre fast ununterbrochen bezog. Im Jahre 1881 verheirathete ich mich mit einer Schwester des gewesenen Vicebürgermeisters von Wien, des Hof- und Gerichtsadvocaten Dr. Moritz Lederer. Nach vierjähriger glücklicher Ehe wurde mir meine Frau durch den Tod entrissen, und seither lebe ich mit Ausnahme einiger Monate, die ich jährlich in Wien zubringe, in erwünschter Zurückgezogenheit zu Blansko in Mähren, einer Herrschaft der kunstsinnigen Fürstenfamilie Hugo zu Salm.“

Es ist wichtig, Saar's dichterische Anfänge, soweit sie uns bei seiner strengen Selbstkritik bekannt geworden, zu fixiren. Dadurch daß wir im Trauerspiel „Tempesta“ (1881 gedruckt) eine Schöpfung aus dem Jahre 1860, im Volksdrama „Eine Wohlthat“ (1887) eine solche aus dem Jahre 1861 feststellen — beide in der Buchform allerdings inhaltlich und formell stark verändert — dadurch gewinnen wir einen Einblick in das Werden des Dichters, welcher der literarischen Welt in „Heinrich IV.“ (1862 bis 1864) und „Innocens“ (1865) als eine geschlossene, ausgereifte und abgeklärte Natur entgegentrat.

„Tempesta“ ist eine Tragödie der Eifersucht mit sehr feinen Motiven. Daß Saar das südliche, überschäumende Empfinden und Handeln des holländisch-italienischen Malers Peter Molyn so ganz unmittelbar, ohne den üblichen Aufwand von kleinen Mitteln, von Verwechslungen, Zufällen, Lauscherkünsten u. s. w. vor uns stellt und ihn nur infolge seiner maßlosen Leidenschaft sammt seinem Weibe Giovanna zugrunde gehen läßt — dies und das übelverstandene Seneca'sche Motto „Velle non discitur" hat Bulthaupt einmal zu der kühnen Behauptung angeregt, Saar sei kein Dramatiker! Bulthaupt muß doch „Heinrich IV.“ kennen? Den Beweis für seine kategorische Rede ist er uns schuldig geblieben... Ich meine, gerade in einer Eifersuchtstragödie komme in der Disposition ihres Trägers und seinen unmittelbar aus dieser hervorquellenden Worten und Thaten die tragische Schuld am klarsten und einfachsten zu Tage: so im „Tempesta“. Was die Katastrophe verschärfen könnte, wäre lediglich ein Hervortreten des römischen Charakters in Giovanna, die für eine Römerin entschieden zu wenig Leben und Farbe besitzt. An der Bühnenfähigkeit des „Tempesta“, der übrigens thatsächlich Saar's schwächstes Stück ist, kann ich nicht zweifeln: rasche dramatische Entwickelung und eine durchgebildete pointenreiche Sprache sind unleugbare Vorzüge des Werkes.

An dichterischer Kraft wird es von „Eine Wohlthat“ weit überragt. Ich stehe nicht an, dieses Volksdrama, das nur an dem einen Fehler krankt, auf einer sehr subtilen Grundlage aufgebaut zu sein — wenn anders man dies als einen Fehler bezeichnen kann — als ein wichtiges Bindeglied zwischen den unvergeßlichen Schöpfungen Raimund's und jenen Anzengruber's zu erkennen, an deren beste es gleich Nissel's „Zauberin am Stein“ durch eine überaus belebte Handlung, wirkungsvollen scenischen Aufbau und schärfste Charakteristik bis in die kleinsten Episoden hinanreicht, sowie die discrete Verwendung des Dialektes einen Meister der Sprache verräth. Alles in Allem ein ehrliches Werk für ein deutsches Volkstheater, das sich seiner Pflichten Volk und Dichter gegenüber bewußt ist.

Lassen die Erstlingswerke noch an ein gewisses unsicheres Umhertasten nach Stoffen denken, so hat Saar mit „Heinrich IV.“ jenes Gebiet betreten, dem er seither als Dramatiker treu geblieben: er schuf 1874 „Die beiden de Witt“ und schloß 1885 den „Thassilo“ ab, eine Tragödie, die er schon zwanzig Jahre vorher begonnen.

Der Dichter war allzeit bedacht, den Anforderungen der Bühne voll zu entsprechen; alle seine Dramen sind für größere Schauspiel-

häuser aufführbar und bedürfen lange keiner solchen Inscenirungskunst wie etwa Hebbel's „Nibelungen", das einzige neuere Werk, das, auf österreichischem Boden entstanden, in eine Parallele mit „Heinrich IV." treten kann.

Es ist interessant zu beobachten, wie sich Saar zu den historischen Thatsachen stellt. „Hildebrand" und „Heinrich's Tod" muthen uns an, als lesen wir ein Stück wahrster und doch poesiedurchwebter Geschichte in wunderbar reicher Form. So muß es gewesen sein und nicht anders! — kaum vermögen wir diesen Ausruf zu unterdrücken. Heinrichs IV. widerspruchsvolle Gestalt mit ihrem deutschen Kern, der gewaltige, finstere Hildebrand mit seinen römischen Weltmachtideen, der kraftschäumende Normannenherzog Guiscard, der politisch verschlagene pietätlose Heinrich V. treten als festumrissene Individualgestalten vor uns; nicht minder die Frauen, eine Agnes, Bertha, Mathilde — so ihre Umgebung, die particularistischen und kaisertreuen Reichsfürsten, die bunte Reihe kirchlicher Würdenträger, das sanguinische deutsche Volk.

Auf einzelne principielle Fragen einzugehen, wie man solche betreffs Hildebrand's und Heinrich's V. aufgeworfen, einzugehen, ist nicht Zweck dieser Studie. Nur so viel betone ich aus rein persönlicher Empfindung: Hildebrand's Liebe zu Mathilde von Tuscien, die mit einen Grund zur Feindschaft des Papstes gegen den von ihr geliebten Heinrich beiträgt, darf meines Erachtens nicht so einseitig aufgefaßt werden, wie dies z. B. in einer „Wiener Zeitung" von 1867 — irre ich nicht, so stammte der Artikel aus R. Zimmermann's Feder — geschehen ist. Ich kann nicht finden, daß Hildebrand durch die Art, wie er seine Leidenschaft negativ befriedigt, so sehr klein wird. Daß er Mathilde den „steilen Pfad der Selbstertödtung" mit sich hinangeschleppt, ein Geständniß, daß er ihr in letzter Stunde macht, das ist ja das einzig Menschliche an ihm; der Dichter wollte ihn uns sterbend in diesem Bewußtsein seines Menschenthums zeigen; so läßt er ihn das Geständniß machen und unter der Wucht äußerer Niederlagen und innerster Entmuthigung mit einem einzigen Aufschrei seiner lebenslang verhaltenen Leidenschaft zusammenbrechen.

In Heinrich V. hat man einen potenzirten Richard III. und Franz Moor gesehen. Dabei blieb vergessen, daß einzig die Staatsklugheit sein Handeln beeinflußt, daß er, um das Reich gegen Rom zu erhalten, im härtesten Kampfe mit sich selbst den eigenen schwachgewordenen Vater verräth und vernichtet. Einen Blick nur in die tiefste Tiefe dieser dämonischen Natur gewährt der Dichter; es ist von

urmächtigster Wirkung, wenn der junge Kaiser zur Schwester, der er Vater und Gatten geraubt, in die Worte ausbricht: „Thörichtes Weib! Du meinst, der größte Schmerz — Der Erde sei ein früher Witwenschleier, — Ein Thränenkrampf bei eines Vaters Sarg? — Geh', geh', gebier Dein Kind und säug es auf! — Und wenn Du's küssest, denk' an den, der einsam — Und losgelöst von allem Menschlichen — Mit starrer Brust ein finst'res Sein erfüllt."

Stoßen in „Heinrich IV." menschliche Leidenschaften zugleich mit großen geschichtlichen Gegensätzen aufeinander, so erscheinen die in knapper Prosa abgefaßten „Die beiden de Witt" als rein politische Principientragödie. Cornelius de Witt ist der Vorkämpfer der Republik im strengsten Sinne des Wortes, sein Bruder Jan, der Mann der Nachgiebigkeit, des Compromisses in Momenten äußerer Gefahr. In dem Verkennen der richtigen Mittel dagegen und der daraus entspringenden Uneinigkeit liegt ihre tragische Schuld; die Machinationen des Hauses Oranien, die Wuth eines verhetzten Pöbels mordet sie hin.

Tiefinnerstes Eindringen in die politischen Wirren jener Zeit, stark bewegte Handlungen, energische Charakterzeichnung, treffliche, humorgewürzte Volksscenen, vom Dichter zu einer meisterhaften Exposition und zur erschütternden Katastrophe herangezogen, zeichnen das Werk aus.

„Thassilo" ist jenes Drama, in welchem der combinatorische Zug Saar's am offensten hervortritt. Die Gegensätze zu steigern, den geschichtlichen Thassilo zu einer tragischen Gestalt zu machen, hat er ihn in eine höhere Sphäre gerückt: ein verschlossener, herber Idealmensch von eisernen Rechtsgrundsätzen — Saar's Charakter scheint er mir abzuspiegeln — steht der Bayernherzog dem großen Karl gegenüber. Nicht der Felonie dürfen wir ihn bezichtigen, sondern nur eines Rechtsirrthums, der ihn die Waffen ergreifen und heldenhaft sterben läßt. Von den Nebengestalten zu sprechen, von der Kunst Saar's auf geschichtliche Episoden in schärfsten Umrissen vor unser Auge zu rücken — eine Kunst, in der ihm nur Nissel unter den Deutschösterreichern gleichsteht — ist hier nicht der Platz. Der Dichter steht im „Thassilo" auf der Sonnenhöhe seines Könnens.

Saar's erzählende Schriften lassen sich unter dem Titel „Novellen aus Oesterreich" zusammenfassen; er hat den Heimathsboden, in dem er festgewurzelt steht, in nicht zu unterschätzender Selbstbeschränkung nie verlassen.

„Innocens“ (1865) ist sein erstes, sein bekanntestes Werk auf diesem Gebiete; ja, manche Kritiker stehen nicht an, in ihm des Dichters bestes, nie wiedererreichtes Können zu feiern. Jede sachliche Kritik aber wird den weiten Weg von „Innocens“ und den „Steinklopfern“ hinan bis „Vae victis“ und „Lieutenant Burda“ durchschreiten müssen, um ein Endurtheil über den mit liebevollster Sorgfalt schaffenden Dichter fällen zu dürfen.

Ein gutes Stück Resignationspoesie ist in vielen Erzählungen zu finden; meist sind es psychologische Monographien von seltener Schärfe in der Entwickelung, reichgegliedeter aber stets einfacher künstlerischer Form, deren engen Rahmen der Dichter nie sprengt. Manchmal geschieht es auch, daß er dem Gepräge der Resignationspoesie angemessen, so schließt, daß die letzten Töne, ein tiefstes Sinnen wachrufend, lange in uns nachhallen; wieder ein andermal — und darin besteht für mich ein gut Theil der höheren Kunst in „Vae victis“ und anderen Novellen — ist der Stoff mit eherner Consequenz in all seinen Fasern zusammengeschlossen und der Katastrophe zugeführt.

Eine psychologische Monographie voll tiefen Innenlebens ist der in einem bei Saar recht seltenen Glücksaccord ausklingende Innocens, welchem der vielbehandelte Vorwurf der Priesterliebe in einzig schöner, herzenswarmer Ausführung zu Grunde liegt. Ihm reiht sich „Marianne“ (1872), das stillste und schwächste Stück, an. Der entsagungredende Mann, welcher sich von der geliebten Frau, die er leiden sieht, aus Mangel an Willenskraft nicht losreißen kann, gewinnt wenig Theilnahme. Der jähe Tod der Geliebten wirkt wohl auf die große Mehrheit der Leser nur traurig, nicht aber tragisch, wie ihn Saar bei seiner feinen Art, eine Schuld anzudeuten, vielleicht gedacht hat. Eine congeniale Natur wird „Marianne“ als poesiedurchhauchtes Stimmungsbild, wie etwa Storm's „Immensee“ werth halten. Ein Stück Alt-Wien, das der Dichter in der vorgenannten Novelle in einzelnen Typen wohlgelungen schildert, kehrt in der „Geigerin“ (1874) wieder. Die Liebe eines geistig bedeutenden Mannes zu einem Mädchen, das einem Schuft sein Alles aufopfert, um nach dessen Tode einem noch jämmerlicheren Schurken die Hand zu reichen und elend zugrunde zu gehen, das hat Saar mit voller Erzählerkraft ergreifend dargestellt. Zwischen „Marianne“ und die „Geigerin“ fallen die „Steinklopfer“ (1873), ein rührendes Stück armen Arbeiterlebens, verklärt von einem zitternden Strahl allsiegender Liebe — nächst „Innocens“ Saar's genanntestes und gelesenstes Werk.

In den weiteren Novellen erobert der Dichter neue Kreise. Aehnliche Probleme weisen „Das Haus Reichegg" (1875) und „Vae victis" (1878) auf. Dort ein in den Anschauungen Metternich's ergrauter Staatsbeamte, den seine schöne aber sehr bekannte Frau mit ihrem Vetter betrügt, indeß ihre Tochter in unerwiderter Liebe der Welt entsagt; hier ein verdienter General Radetzky's, dessen Gattin ihr Herz an einen stark socialistisch angehauchten Volkstribun von zweifelhafter Eleganz verliert. Während die erste Novelle zu keinem eigentlich tragischen Abschlusse gelangt, hat Saar in der letzteren alle Consequenzen zu einem solchen Ausgange — dem Selbstmorde des Generals, der nicht in die neue Aera paßt — geführt. Ueber dem „Haus Reichegg" und „Vae victis" lastet so ganz die schwüle Atmosphäre jener Tage, in welchen die geschilderten Ereignisse vor sich gehen; wie von einem schweren Traum befangen, hören wir die eisigen, gemessenen Doctrinen jener Zeit und vernehmen die ersten Aeußerungen elementarer Geister, welche als Rufer zur Lösung der weltbewegenden socialen Frage auftreten.

Mild und liebenswürdig tritt der „Excellenzherr" (1881) vor uns. Hier hat Saar unter trefflicher Verwendung der Rahmenerzählung ein unbedeutendes Motiv zu künstlerischer Höhe erhoben.

Ist in früheren Novellen das gesellschaftliche Leben im Allgemeinen und das bureaukratisch-militärische zur Geltung gekommen, so gewährt „Tambi" (1881) einen ergreifenden Einblick in unsere Schriftstellermisère. Wir glauben sie nennen zu können, diese problematische, an Genieblitzen reiche Dichternatur, die aufflammt, sinkt und elend verkommt, nachdem ihr der Rest alles Geliebten — ein kleines Hündchen Tambi — erschossen wird. Die Schilderung dieses Charakters, sein zielloses Ringen und der Untergang gehört zu dem Besten, was moderne, realistische Dichtung geschaffen. In der „Troglodytin" (1887) hat der Dichter menschliche Versunkenheit gehoben von urwüchsiger Leidenschaft mit rücksichtslosester Wahrheit geschildert und in „Seligmann Hirsch" (1887) ein Cabinetstück feinster Beobachtung des modernen Israel geliefert.

Saar ist Realist, aber gleichzeitig auch ein Mann von ernst-idealen Bestrebungen, dem eine photographische Wiedergabe des Erlebten und Geschauten nicht genügen kann, ein Dichter, welcher der Endziele aller Kunst nie vergißt und seinen Landsleuten zumal in seinem Schaffen als Vorbild dienen sollte.

Einen seelischen Zustand so zu schildern, wie er in „Lieutenant Burda" (1887) die allmählige Entwickelung des Größenwahns auf Grund-

lage persönlicher Eitelkeit und zufälliger äußerer Erscheinungen dargestellt, und dann, nachdem die traurigste Katastrophe unabwendbar erscheint, einen so reinen tragisch versöhnenden Ausgang zu finden, solches vermag nur das Ingenium eines ganzen Dichters. „Lieutenant Burda“ gilt mir bislang als der Höhepunkt in Saar's erzählenden Dichtungen — es ist ein würdigstes Gegenstück zu „Innocens“ und „Vae victis”.

Schon in den Dramen und Novellen vernehmen wir den tiefen, gemüthvollen Lyriker Saar. Sein Buch: „Gedichte“, das in zweiter Auflage (1888) vorliegt, bestätigt sein eigenherrliches lyrisches Können auf jeder Seite; es wird uns doppelt werthvoll durch die formvollendeten Sonette und die Sammlung „Aus schweren Tagen“, welche erstere sein Glaubensbekenntniß enthalten, während letztere uns mitten hinein in die trübste Lebensperiode des Dichters führt: Mißkannt sieht er sein Leben uferlos verrinnen, fremder Vorwurf und eigene Reue quälen ihn, in seinem Ich findet er Schicksal und Schuld, am Abgrunde der Verzweiflung erblicken wir ihn — da rafft er sich mannestkräftig auf, was Schönes und Hohes ihm verloren, Allem bewahrt er ein treues Angedenken; Niedriges, das Gebahren des gebildeten Pöbels, die Anmaßung der Scheingrößen, Pharisäer und Splitterrichter verachtend, ringt er — früher ein „Anachoret“ an der Säule des Lebens — sich zur vollen geistigen Freiheit auf, idealdenkend sieht er in „heiliger Kunst“ das Höchste, um ihrer und seiner Manneswürde willen arbeitet er rastlos weiter; freilich ohne jene ursprünglichen, natürlichen Regungen ganz unterdrücken zu können, die den Künstler auch äußere Erfolge hoffen lassen. Als schönste Frucht jener schweren Tage aber bezeichnen wir die edle Menschlichkeit, mit welcher der Dichter die ganze Welt umfaßt. Wie hoch über dem feinen Pöbel, der sich so stolz mit seiner Nächstenliebe drapirt, steht der Dichter, wenn er einer Ausgestoßenen zuruft: „O wein' dich aus an meiner Brust — Laß in Dein Herz mich seh'n; — Und wärst du noch so schuldbewußt: — Ich kann dich ganz versteh'n. — Denn nennen kannst du mir kein Leid, — Das nicht schon traf auch mich; — Auch mir droht noch Vergangenheit — Und schuldig war auch ich.“

Betont werden muß zu dem ernsttrüben Charakter von Saar's Lyrik: Nicht daß er Schopenhauer gelesen und verstanden hat, hat ihn in seine Richtung gedrängt; es war sein eigenes durch äußere Verhältnisse in enge Grenzen gedrücktes dichterisches und philosophisches Naturell, und er wäre ein Lügner im Sinne moderner Kunst, wollte

er in seiner Lyrik die Welt anders darstellen, als wie sie sich in seinem eigenen Herzen, in seinem eigenen Geiste abspiegelt.

Die Fülle der Stoffe und Formen, die Saar's Lyrik umfaßt, ist nicht in engen Grenzen zu erschöpfen. Er ist nicht bei der „lyrischen Lyrik“ eines Mörike und Storm stehen geblieben. Worte lauterer Kunstbegeisterung und herbe Klagen, Strophen treuer Erinnerung, Gesänge der Liebe und einfache Naturlieder und Bilder, schlichte vierzeilige Strophen und gedankenschwere freie Rhythmen in wuchtigem Lapidarstyl folgen in vielgestaltiger Reihe; immer aber tritt auch hier der vollendete Künstler vor uns. Offenen Auges blickt er in die Welt, den Nerglern und Tadlern seines Freimuthes, mit dem er die Schwächen der Menschheit und die eigenen beleuchtet, kühn entgegen; er ist kein Leisetreter, kein Streber, kein vorurtheilbefangener Richter seines Nächsten. Wahrheit im Leben, Wahrheit in der Kunst ist seine Devise. Möge er in diesem Sinne fortschaffen!

Unter seinen Besten muß Oesterreich auch Ferdinand von Saar nennen.

Ueber die Nothwendigkeit einer österreichisch-ungarischen Colonialpolitik.

Von Otto Schier.

Oft und von verschiedenen Seiten wurde die Frage angeregt, ob Oesterreich-Ungarn überseeischer Colonien bedürfe; aber trotzdem, daß in Vorträgen und durch Publicationen auf die Wichtigkeit, ja Nothwendigkeit derartigen Besitzes hingewiesen wurde, konnte nicht einmal das erreicht werden, daß das große Publicum aus seiner Gleichgültigkeit herausgerissen und veranlaßt werde, in der einen oder anderen Weise zu der Angelegenheit Stellung zu nehmen.

Und doch können Fragen von so weittragender Bedeutung nur dann entweder einer gedeihlichen Lösung zugeführt oder endgültig abgewiesen werden, wenn sich die öffentliche Meinung eingehend mit ihnen beschäftigt, und das Volk erkennt, daß die getroffene Entscheidung aus inneren Gründen gerechtfertigt ist.

Die Ursachen der Theilnahmslosigkeit liegen theils in unseren öffentlichen Zuständen, theils in den herrschenden Anschauungen.

So lange sich die Kunst der Staatsmänner und die besten Kräfte der Bevölkerung in fruchtlosen Parteikämpfen erschöpfen, und die fähigsten Köpfe sich darauf beschränken, in einer nur engbegrenzten Interessensphäre thätig zu sein, ist es nicht zu erwarten, daß sich der Blick der Allgemeinheit auf weiterliegende, wenn auch noch so erstrebenswerthe Ziele richte. Durch nationale, kirchliche und politische Gegensätze ist momentan die Aufmerksamkeit gebunden, sie wird jedoch frei werden und sich anderen Dingen zuwenden, wenn diese Gegensätze ganz oder zum großen Theile ausgeglichen sind; dagegen ist es um so schwerer, althergebrachte, zumeist von der Unterschätzung des eigenen Werthes und vom Mangel an Selbstvertrauen herrührende Anschauungen umzu-

wandeln, und die große Masse des Volkes zu einer Anerkennung der modernen Ideen, sowie zu energischerer Lebensäußerung zu vermögen.

Obwohl gehofft wurde, daß die Aenderung der Staatsform das Gesammtleben auch in der Art reformiren werde, daß die Bevölkerung die Vertretung der persönlichen Interessen auch persönlich und entschieden betreiben werde, so ist es doch in den letzten 30 Jahren nicht viel besser geworden. Noch immer und überall wird auf die Initiative von Seiten der Regierung gewartet, und das auch auf solchen Gebieten, wo diese keinen directen Einfluß nehmen, sondern nur die Bedingungen für die Entfaltung des individuellen Unternehmungsgeistes schaffen kann, und differirende Bestrebungen in harmonische Uebereinstimmung zu bringen hat.

Wir können und dürfen uns aber von unserer Zeit und den sie bewegenden Ideen nicht ausschließen; wir müssen, wie die anderen europäischen Nationen, unsere Erwerbsthätigkeit sichern und erweitern, und müssen der Pflicht des Culturstaates nachzukommen trachten.

Darum unternimmt es der Verfasser, sich an das österreichisch-ungarische Volk zu wenden, um in den breiteren Schichten für diesen hochwichtigen Gegenstand Interesse zu erwecken, und dadurch einen Boden vorzubereiten, dessen Bearbeitung bei der wirthschaftlichen und socialen Tragweite des Unternehmens und im Hinblicke auf die Unwiederbringlichkeit verlorener Zeit auf nicht zu lange verschoben werden darf.

Er verhehlt sich keineswegs die Schwierigkeiten, die zu überwinden sein werden, denn der schwerste Kampf ist der gegen alte Vorurtheile und festgewurzelte Meinungen, aber er ist davon überzeugt, daß die Principien eines gesunden Fortschrittes schließlich doch stärker sein werden, als die Ruhebedürftigkeit zaghafter Gemüther.

* * *

„Colonien" im weitesten Sinne des Wortes sind Niederlassungen auf einem neuen Boden.

Unter den Begriff Colonisation fallen daher auch jene Maßnahmen und Thätigkeiten, welche durch eine theilweise Verschiebung der Bevölkerung innerhalb des eigenen Gebietes die Erreichung gewisser Staatszwecke anstreben. So bewilligte der deutsche Reichstag die Summe von 100,000.000 Mark zum Ankaufe von Grund und Boden in Preußisch-Polen, um daselbst 7000 bis 8000 deutsche Bauernfamilien anzusiedeln und den nur langsam sich vollziehenden Germanisirungsproceß zu beschleunigen; aus Südrußland werden Tausende von Bauernfamilien

nach Centralasien transportirt, um die dortigen Ländereien zu cultiviren, und so ließen sich noch mehrere ähnliche Fälle anführen, unter denen die äußerst geschickt durchgeführte Besiedelung des Westens der Vereinigten Staaten von Nordamerika das großartigste Beispiel einer Colonisirung innerhalb der eigenen Staatsgrenzen ist.

Gewöhnlich aber wird der Begriff „Colonie" im engeren Sinne aufgefaßt, und man versteht darunter eine durch wirthschaftliche oder politische Verhältnisse geforderte Ansiedlung außerhalb des eigenen Staatsgebietes, und unterscheidet Ackerbau-Colonien, wenn der im Besitz genommene Landstrich im gemäßigten Klima liegt und alle Arbeiten durch die Colonisten selbst besorgt werden, von Handels- und Plantagencolonien, wenn Gebiete in der heißen Zone erworben werden, wo die Arbeitskraft der Eingeborenen in Anspruch genommen werden muß.

Wenn wir vom Alterthume absehen, so wurden und werden Colonien nur von Europäern gegründet, weil nur diese ihrer Culturentwickelung nach das Bedürfniß nach ihnen haben und den anderen Racen überlegen genug sind, um fremde Länder in Besitz nehmen und behaupten zu können.

Diejenigen europäischen Staaten, welche einen starken Bevölkerungsüberschuß haben, der zum großen Theile das Land freiwillig verläßt, werden, um den Zusammenhang mit den Auswanderern nicht zu verlieren, ihr Augenmerk auf Ackerbaucolonien richten, während dort, wo die Emigration eine schwächere ist und wirthschaftliche Gründe für Colonisirungen maßgebend sind, die Erwerbung von Territorien im heißen Klima mehr berücksichtigt werden muß.

Die vielfach verbreitete Meinung, als seien tropische Colonien für eine größere Besiedelung durch Europäer nicht geeignet, verliert immer mehr an Boden; denn abgesehen davon, daß die Leitung der Plantagen und die Besorgung der Handelsgeschäfte, sowie die Erzeugung der nothwendigen gewerblichen Artikel eine ziemlich bedeutende Arbeitskraft consumirt, finden sich in den höher gelegenen Theilen des Landes auch alle Bedingungen für das Leben des ackerbautreibenden Europäers. Daß der Europäer in der heißen Zone nicht arbeiten könne, ist durch die Thatsachen schon lange widerlegt. Er kann allerdings nicht so angestrengt arbeiten wie im gemäßigten Klima, er braucht es aber auch gar nicht, weil das für ihn zum großen Theile die dortige Natur besorgt. Am Fuße des mexikanischen Gebirges kann der Familienvater in zwei Tagen wöchentlicher Arbeit den Unterhalt der Seinigen beschaffen,

denn der Weizen giebt dort das 25- bis 30fache, der Mais das 300- bis 400fache der Aussaat; ein Bananenfeld ernährt 25mal so viele Menschen als ein Weizenfeld und mit unglaublich weniger Mühe, und ähnlich verhält es sich mit der Dattel.

Daß man ein neues, bis dahin ganz unberührtes Gebiet nicht mit Weib und Kind besiedelt, ist selbstverständlich, aber nach Beendigung der Culturvorarbeiten kann auch, wie es ja wirklich geschieht, an Familienbegründung gedacht werden, und wenn es dann doch vorkommt, daß Europäer den Aufenthalt nicht vertragen, dann ist in 90 Procent solcher Fälle die Ursache davon ihr Eigensinn, mit dem sie an den früheren Lebensgewohnheiten und den Gebräuchen der Heimath festhalten.

Das tropische Klima ist in Folge der großen Wärme, der außerordentlich starken Niederschläge und der üppigen Vegetation in der Regel nicht gesund, denn so lange Schlingpflanzen in dicken Schichten und Sumpf den Boden bedecken und undurchdringlicher Urwald die Luftcirculation hindert, sind Fieber und Dysenterie häufig vorkommende Erscheinungen. Aber diese Verhältnisse sind verbesserungsfähig durch Regelung des Niederschlagwasserabflusses, durch Entsumpfen des Bodens und Durchlichten der Wälder; auch haben die Krankheiten in den Tropen schon viel von ihrem Schrecken verloren, nachdem ihr Wesen zum großen Theile erkannt ist, und sie durch Heilmittel direct bekämpft werden oder ihr Auftreten durch eine richtige Prophylaxis vermieden werden kann. Pinang, am Eingange der Malakastraße, war eine der ungesundesten Inseln und wurde durch rastlosen Fleiß dahin gebracht, daß es heute eine Erholungsstation für Reconvalescente ist. Ebenso haben Jamaika, Batavia, Bagamoyo u. a., ehemals gefürchtete Plätze, jetzt viel günstigere Gesundheitsverhältnisse als manche europäische Großstadt oder Garnison, wie es überhaupt nur wenige Strecken auf der Erde giebt, welche den Aufwand von Mühe und Geld zur Verbesserung der sanitären Bedingungen nicht lohnen würden.

Daß sich in früheren Zeiten die Ausnützung der überseeischen Länder fast nur auf die Küste beschränkte, wird erklärlich durch die Unzulänglichkeit der Mittel im Kampfe gegen die gewaltigen Naturkräfte der Tropen. Als jedoch durch die staunenswerthen Errungenschaften unseres Jahrhundertes die Europäer in den Stand gesetzt wurden, das Begonnene weiterzuführen und neue Gebiete zu erschließen, die früher unnahbar waren, da konnte die lange zurückgehaltene Expansivkraft ihre volle Wirkung äußern, und mit einer fast fieberhaften Hast

werden die noch freien Landstriche und Inseln der fremden Welttheile besetzt.

Wenn man vorurtheilsfrei beobachtet, welche Thätigkeit Staaten und Privatgesellschaften in der Erwerbung überseeischer Länder entwickeln, so wird man wohl zugeben, daß doch nicht alle von der „Colonial-Schwärmerei“ erfaßt sein können, und nur von Abenteurerlust oder aus Sucht nach territorialer Vergrößerung dazu getrieben werden, sich leichtsinnig in Unternehmungen zu stürzen, welche Menschen, Arbeitskraft und Geld so bedeutend in Anspruch nehmen, sondern daß es ein höheres Motiv sein muß, welches das lebhafte Tempo in der Landoccupation hervorgerufen hat.

Daß sich Oesterreich-Ungarn, das zum mindesten ebensoviel Kraft und Fähigkeit zum Colonisiren besitzt wie andere Staaten, in dieser den Welttheil bewegenden Angelegenheit mit der Rolle des passiven Zuschauers begnügt, ist umsoweniger zu erklären, als doch Zeitgenossenschaft und die Erfolge Gleichstrebender das Gegentheil erwarten ließen. Nachdem die Behauptung, daß das Beste schon vergeben und nur Werthloses übrig geblieben sei, nicht gelten kann, da weite Gebiete noch ganz unerforscht sind, daher über ihren Werth und Unwerth nicht geurtheilt werden kann, so drängt sich unwillkürlich die Frage auf, ob denn die Verhältnisse der Monarchie derartige seien, daß sie überseeischer Colonien nicht bedarf.

Die vorliegende Studie will es versuchen, diese Frage zu beantworten.

* *
*

Die reale und geistige Macht eines Staates ist das Ergebniß des Zusammenwirkens zahlreicher Factoren, die trotz ihrer verschiedenen Wesenheit sich gegenseitig beeinflussen und durchdringen, und einzeln oder im Zusammenhange dem Volksleben eine bestimmte Richtung geben.

Einer dieser Factoren, und gewiß nicht der unwichtigste, ist die Wirthschaft, die bei der gegenwärtigen energischen Betonung der materiellen Lebensinteressen erhöhte Berücksichtigung beansprucht.

Die alte Regel „Man muß sich strecken nach der Decken“ ist schon beim Einzelnen nicht immer anwendbar, verliert aber vollends die Gültigkeit beim Staate, weil diesem Selbsterhaltung und Culturaufgaben Bedürfnisse vorschreiben, deren Nichtbefriedigung gleichbedeutend wäre mit dem Aufgeben seiner Existenz. Stehen demnach die nothwendigen Ausgaben nicht in Uebereinstimmung mit den Einnahmen, so wird der

Staat in den wenigsten Fällen seine Bedürfnisse abweisen oder beschränken können, sondern darauf bedacht sein müssen, den Nationalreichthum und die Leistungsfähigkeit der Bevölkerung zu erhöhen, d. h. Maßnahmen zu treffen und Unternehmungen zu begünstigen, welche eine Vermehrung der wirthschaftlichen Güter und eine Steigerung des Einkommens zur Folge haben.

In dem nun Folgenden handelt es sich nicht darum, die heutigen ökonomischen Verhältnisse zu kritisiren oder ein unfehlbares Recept zu ihrer Besserung zu geben, sondern es soll nur die wirthschaftliche Lage kurz skizzirt und untersucht werden, welchen Einfluß eine Gebietserweiterung durch überseeische Colonien auf sie nehmen könnte. Wenn auch durch die politischen Verhältnisse wirthschaftliche Probleme vorläufig in den Hintergrund gedrängt sind, so dürfte eine derartige Besprechung trotzdem nicht ganz interesselos sein, da bei einem Nachlassen der allgemeinen Spannung diese Fragen doch wieder zur vollen Bedeutung kommen und ihrer Lösung zugeführt werden müssen.

Jeder Staat bildet für sich eine wirthschaftliche Einheit, welche um so besser gedeiht, je weniger sie auf fremde Production angewiesen ist, je mehr sie also im Stande ist, alle ihre Bedürfnisse selbst zu erzeugen. Wenn es auch nicht leicht möglich ist, einen Zustand vollkommener wirthschaftlicher Unabhängigkeit zu schaffen, so muß derselbe doch nach Thunlichkeit angestrebt werden, damit der Staat nicht von verschiedenen politischen und anderen Zwischenfällen, sowie von den Consequenzen fremdländischer Gesetzgebung empfindlich betroffen werde.

Wir leben jetzt in der Aera der Zollkriege. Ohne Rücksicht auf politische Gegnerschaft oder Uebereinstimmung bekämpfen sich die europäischen Staaten auf dem wirthschaftlichen Gebiete, wodurch der Wohlstand der Völker in hohem Grade leidet. Im Jahre 1887 führte Italien Waaren im Werthe von 308,000.000 Francs nach Frankreich ein und bezog solche von dort für 192,000.000 Francs; nach dem Bruche mit Frankreich sank schon im folgenden Jahre der Export auf 181,000.000, der Import auf 119,000.000 Francs. Der Zollkrieg mit Rumänien reducirte die österreichisch-ungarische Ausfuhr von 49,000.000 auf 23,700.000 fl., und die Ausfuhr Rumäniens sank von 40,000.000 auf 4,000.000 fl. Von der schädlichsten Wirkung auf unsere agrarischen Verhältnisse waren die Repressivmaßregeln Deutschlands, durch welche die Menge der von uns dahin ausgeführten landwirthschaftlichen Erzeugnisse so vermindert und die Preise dadurch so gedrückt wurden, daß die Lage der österreichisch-ungarischen Grundbesitzer eine kritische geworden ist.

Es kostete in Oesterreich:

		Im Januar 1877	im Januar 1888
1 Metercentner	Weizen . . .	13·30 fl.	7·92½ fl.
1 „	Roggen . . .	10·70 „	6·37½ „
1 „	Gerste . . .	9·90 „	8·50 „
1 „	Hafer	8·60 „	6·— „
1 „	Mais	7·25 „	6·22½ „

Die Ausfuhr von Vieh nach und über Deutschland hatte 1877 noch einen Werth von 61,000.000 fl., derselbe sank aber 1887 auf 13,700.000 fl., und kommen davon durch das neuerflossene Verbot der Schweineeinfuhr noch 9,700.000 fl. in Abzug, so daß die jetzige Viehausfuhr mit 4,000.000 fl. nur mehr ein Fünfzehntel jener vor 12 Jahren beträgt.

Welchen ungünstigen Einfluß solche Verhältnisse auf die Rentabilität des Grundbesitzes und damit auf die Leistungsfähigkeit und Kaufkraft der Landwirthe nehmen müssen, bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung, und macht sich diese Ertragsverminderung besonders fühlbar bei uns, wo der Schwerpunkt der Production noch in der Landwirthschaft liegt und wir auf die Ausfuhr von Bodenproducten angewiesen sind. Dabei kommt aber der Rückgang der Preise keineswegs dem Consumenten, sondern nur dem Zwischenhandel zu Gute, so daß der durch die nothwendig gewordene Einschränkung der bäuerlichen Bevölkerung entstandene Verdienstentgang in keiner Weise ausgeglichen ist.

Würde der jetzige Zustand stationär, so müßte eine allgemeine Verarmung des überwiegenden Theiles der Bevölkerung eintreten und damit auch jene Schwächung der moralischen Kraft, welche lang andauernde Wirthschaftskrisen und das Bewußtsein der Abhängigkeit von fremden Verhältnissen immer mit sich bringen. Eine Aenderung des Bestehenden ist daher dringend nothwendig, und es fragt sich nur, wie? Die Wirthschaftspolitik anderer Staaten nach unserem Belieben zu modificiren, steht nicht in unserer Macht; ebenso ist an eine Verminderung der öffentlichen Abgaben auf Jahrzehnte hinaus nicht zu denken, darum muß ein Ausgleich in einer anderen Richtung gesucht werden, und zwar in einer solchen, die einzuschlagen uns noch frei steht, und durch die der Allgemeinheit genützt wird. Eine solche, wenn auch nur theilweise Entlastung könnte aber herbeigeführt werden durch die Herabsetzung der Preise für Genußmittel und Erwerbstoffe aus wärmeren Klimaten.

Die Colonialproducte haben im Laufe der Jahrhunderte und mit der fortschreitenden Cultur ihren Charakter als Luxusartikel verloren und den des Bedürfnisses angenommen, und das in so hohem Grade, daß es heute wohl Niemanden mehr giebt, der sie noch als „entbehrlich" bezeichnen würde.

Wie stark Oesterreich-Ungarn an der Einfuhr von südländischen Rohproducten und Halbfabricaten betheiligt ist, möge nachstehende Uebersicht zeigen, welche den Werth der wichtigsten eingeführten Artikel nach Abzug der Durchfuhr in Gulden ö. W. angiebt:

Baumwolle	47,173.456	fl.
Cocos-Steinnüsse rc.	1,083.824	„
Indigo	4,578.400	„
Cocosnuß-Palmöl	3,051.453	„
Garne aus Baumwolle	13,949.124	„
„ „ Wolle	11,989.215	„
Gewürze	3,023.437	„
Grummen und Harze	2,213.170	„
Kaffee	32,964.323	„
Kautschuk und Guttapercha	1,790.100	„
Olivenöl	2,555.465	„
Reis	9,617.922	„
Echte Korallen	1,102.670	„
Südfrüchte	6,015.205	„
Tabak (roh)	16,310.664	„
Thee	1,257.685	„
Wolle	27,636.595	„

u. s. w., also zusammen rund 190,000.000 fl., die wir jährlich für die Erzeugnisse der Tropen ausgeben. Heute sind wir gezwungen, den auswärtigen Producenten und Händlern dafür die Preise zu bezahlen, welche sie verlangen, wobei noch der Umstand mit in die Wagschale fällt, daß die Preise nicht immer vom soliden Effectivgeschäfte, sondern vielfach von ungesunden Speculationen, Termingeschäften rc. dictirt werden. Wären wir dagegen im Besitze von überseeischen Colonien, in welchen, wenn auch nicht der ganze nationale Bedarf, so doch ein großer Theil desselben durch eigene Production gedeckt werden könnte, so würden wir uns von den fremden Preisen emancipiren, und die Waare käme billiger auf den Markt, wir könnten die hohen Summen, „welche an andere Völker für Colonialwaaren verschleudert werden", dem eigenen Nationalvermögen zuführen und wären unabhängig von Zufälligkeiten,

durch welche der Bezug dieser Stoffe erschwert oder ganz verhindert werden kann.

Daß die Hoffnungen, die man auf Colonien setzt, realisirbar sind, freilich nicht auf einmal und sogleich, sondern nur allmählich, zeigt eine Betrachtung der Ausfuhrziffern aus jungen Gründungen. Die englische Colonie Lagos exportirte 1862 für 60.000 Pfund Sterling, 1886 für 538.000 Pfund Sterling, 1878 betrug die Ausfuhr des Congostaates 8000 Tonnen, 1888 bereits 67.000 Tonnen; trotz des Aufstandes exportirte die ostafrikanische deutsche Colonie im Verwaltungsjahre 1888/89 Waaren im Werthe von 4,388.149 Mark, und aus dem deutschen Westafrika wurde im Jahre 1888 in Hamburg allein für 15,542.080 Mark eingeführt. Wie rapid der Verkehr mit den westafrikanischen Colonien steigt, kann auch daraus geschlossen werden, daß die Einnahme aus der Post im Jahre 1882 71 Mark betrug, dagegen 1888 bereits 5600 Mark.

Die allgemeine Nachfrage nach Colonialwaaren macht sie auch zu beliebten Objecten für fiscalische Verfügungen, wodurch der schon ursprüngliche hohe Preis durch Zölle noch mehr gesteigert wird. Solche Finanzzölle bilden wohl eine Einnahmsquelle für den Staat, haben aber den doppelten Nachtheil, daß einerseits Genußmittel, deren Verbreitung nicht genug gewünscht werden kann, den unbemittelten Volksclassen unzugänglich werden, und andererseits die ohnehin kostspielige Herstellung der Fabrikate noch mehr vertheuert wird. Das Staatsinteresse bliebe jedoch gewahrt, und das private könnte nur gewinnen, wenn diese Artikel in uns gehörigen Gebieten producirt würden, und wir in der Lage wären, unseren eigenen Kaffee, unsere eigene Baumwolle u. s. w. auf den Markt zu bringen.

Alle großen Staaten Europas haben bereits diesem Umstande Rechnung getragen und befinden sich in dem Genusse aller jener Vortheile, welche aus dem Besitze von Colonien erwachsen, und darum ist es ein Gebot der Nothwendigkeit, daß auch Oesterreich-Ungarn nicht länger in einer Enthaltsamkeit verharre, welche die Hebung des allgemeinen Wohlstandes verhindert.

Das Billigerwerden der exotischen Erzeugnisse für sich allein wird die gegenwärtige ungünstige Lage nicht bessern, aber es ist das Anfangsglied einer Kette von Wirkungen, die alle aus der Erweiterung und Ergänzung unseres Wirthschaftsgebietes hervorgehen. Würde der Besitz von Colonien kein anderes Resultat ergeben als nur das, daß die vielen Millionen Gulden im Inlande blieben, die jährlich ins

Ausland gehen und dessen Finanzkraft auf unsere Kosten und zu unserem Schaden stärken, und daß ferner durch das Bewußtsein der Unabhängigkeit von fremden Productionskreisen das Selbstgefühl des Volkes gekräftigt wird, so würde das allein schon hinreichen, um den Wunsch nach colonialen Erwerbungen zu rechtfertigen; thatsächlich sind aber die Wirkungen solchen Besitzes viel allgemeiner und intensiver und äußern sich vor Allem im Gewerbe und im Handelsbetriebe.

Von allen Zweigen menschlicher Thätigkeit hat keiner in verhältnißmäßig kurzer Zeit einen solchen Aufschwung genommen und so tief reformirend in das Volks- und Staatsleben eingegriffen, wie die Industrie.

Mit der fortschreitenden Erkenntniß, daß durch sie die geistigen und materiellen Hülfsquellen des Staates vermehrt und gekräftigt werden, vollzog sich in Europa der Uebergang von Agricultur- zu Industriestaaten, und damit erfuhren gewisse althergebrachte Verhältnisse eine Wandlung, die lebhaften Widerspruch gegen die neue Richtung hervorrief. Es ist unleugbar, daß die überraschende Entwickelung der Großindustrie gewisse Mängel des socialen Lebens theils neu erzeugt, theils schon bestandene noch mehr verschärft hat. Aber die heutige Productionsweise ist das Ergebniß des rastlosen Drängens nach vorwärts, des Ringens nach Unabhängigkeit von unzureichenden oder nur localen Naturkräften, und ist eine Rückkehr zum reinen Agricultursystem oder ein Aufgeben der Massenerzeugung zu Gunsten der primitiven Handarbeit einfach unmöglich, da der Menschengeist, festhaltend an dem Erreichten, sich weder durch einen schlecht verstandenen Conservatismus noch durch Gesetze in Fesseln schlagen läßt. Mit der Nothwendigkeit eines Naturgesetzes hat sich dieser Umschwung vollzogen und unserem Zeitalter eine Richtung gegeben, die nicht mehr verlassen werden kann. Diese Thatsache muß man anerkennen und darum die Bedingungen des staatlichen Lebens so zu gestalten suchen, daß das Volk auch wirklich im Stande ist, durch die größte Mannigfaltigkeit der Beschäftigung seine Kräfte zur vollen Entfaltung zu bringen.

Leider müssen wir aber gestehen, daß es in dieser Beziehung bei uns nicht zum besten bestellt ist.

Seit Joseph II. wurde die innere und äußere Politik als die eigentliche und höchste Aufgabe der Staatskunst betrachtet, während der Production und dem Verkehre nur untergeordnete Bedeutung zugemessen wurde, und wenn auch in unserer Zeit vieles geschehen ist, um die aus

der Interesselosigkeit an Handel und Gewerbe entstandenen Schäden zu beheben, so reicht das noch lange nicht hin, um die Fehler und Unterlassungen der Vergangenheit voll auszugleichen.

Zur Stabilisirung der am Anfange dieses Jahrhundertes in Oesterreich herrschenden Verhältnisse wurde der Staat gegen das Ausland hermetisch abgeschlossen, jede neue Idee als „polizeiwidrig" oder zum mindesten als „verdächtig" unterdrückt, und dadurch von 1815 bis 1848 ein Zustand der Erstarrung geschaffen, an dessen Folgen auch die Gegenwart noch zu leiden hat. Man wollte verhindern, „daß die Moralität des Inlandes vom Auslande inficirt würde," verhinderte aber damit auch die geistige Befruchtung des Staates und das so gründlich, daß nach dem Sturme von 1848 das Volk vollständig geänderte politische und wirthschaftliche Verhältnisse vorfand, daß der einst so machtvolle Staat sich von den anderen weit überholt sah und nach 40jähriger ernster Arbeit kaum noch dahin gekommen ist, mit ihnen gleichen Schritt zu halten.

Das frühere „System" hat aber auch insoferne schädlich gewirkt, als es durch die Unterdrückung jeder selbstständigen Regung den ohnehin vorhandenen Hang zur Lässigkeit noch verstärkte und die Bevölkerung daran gewöhnte, Gott und die Regierung für alles sorgen zu lassen, statt die eigenen Glieder zu gebrauchen. Dieses Uebel besteht trotz der geänderten Staatsform und trotz der allgemeinen Wehrpflicht zum Theile noch heute und macht sich speciell im Handel und in der Industrie recht unangenehm fühlbar.

Ein gutes deutsches Wahrwort sagt: „Zu Gottes Hülfe gehört Arbeit", und darum ist auf eine gedeihliche Lösung der ökonomischen Fragen nur dann zu hoffen, wenn der Handels- und Gewerbestand die Wahrung seiner Interessen durch eigene Kraft zu erreichen trachtet und nicht sein Heil von administrativen Maßregeln erwartet, die, und seien sie noch so genial, einen gesunden Geschäftsgeist nicht erwecken und den Mangel an Thatkraft nicht ersetzen können.

Eine Folge dieser Lässigkeit war die ausgesprochene Vorliebe der Producenten, ernste Anstrengungen zur Erhaltung der Concurrenzfähigkeit zu vermeiden.

Karl VI., Maria Theresia und Joseph II. hatten zur Hebung der österreichischen Industrie die Einfuhr fremdländischer Fabrikate sehr erschwert, ja ganz verboten, um „die Nationalverzehrer in die Nothwendigkeit zu versetzen, die inländischen Erzeugnisse zu suchen". Das für die damaligen Verhältnisse richtige Princip paßte jedoch nicht mehr

für die Zeit nach 1815, und wurden durch das Festhalten an dem Einfuhrverbote die Erzeuger so verwöhnt, daß sie zum Schaden des Gesammtwohles jeder Aenderung des ihnen liebgewordenen Zustandes widerstrebten. Um unter dem Schutze des Prohibitivsystems ihr sorgenloses Dasein weiterführen zu können, arbeiteten die Industriellen dem Beitritte Oesterreichs zum deutschen Zollvereine in einer Weise entgegen, die komisch wirken müßte, wenn sie nicht leider das eigene Vaterland betreffen würde.

Im Jahre 1833 protestirten sie gegen den Anschluß an den Zollverein, weil die deutsche Industrie entwickelter sei als die österreichische; 1840 erklärten sie, daß der Anschluß vor sieben Jahren noch möglich gewesen wäre, daß es jetzt aber zu spät sei; 1851 wiederholten sie die Erklärung und wiesen auf das Jahr 1840 hin, wo der Beitritt noch hätte stattfinden können, und 1864 wurde behauptet, der Vorsprung des Zollvereines datire erst aus den Fünfziger Jahren, daher damals eine Vereinigung der Zollgebiete wohl segensreich gewesen wäre, heute jedoch höchst verderblich, ja vernichtend für die österreichische Industrie sein müsse. Durch solche Vorgänge wurden veraltete Zustände künstlich erhalten und, nachdem jede Aneiferung zur Vervollkommnung der nationalen Industrie fehlte, der Aufschwung des wirthschaftlichen Lebens hintangehalten. „Oesterreich wollte den Welthandel ausschließen und wurde von ihm ausgeschlossen".

Den Producenten fehlte es an Einsicht und Rührigkeit und deshalb sind sie von dem Vorwurfe, das Zurückbleiben der Industrie mitverschuldet zu haben, nicht freizusprechen, aber sie trifft nicht die Hauptschuld. Die eigentliche Ursache des schwachen Geschäftsganges liegt darin, daß unsere Fabrikate, qualitativ den Erzeugnissen anderer Länder wohl gleich, aber zu theuer und daher nicht absatzfähig sind. Theueres Rohmaterial, theueres Capital, hohe Tarifsätze, hohe Steuern und die geringe Fachbildung der Arbeiter machen die Gestehungskosten so hoch, daß der Export selbst in jene Länder, die geographisch auf uns angewiesen sind, immer mehr zurückgedrängt wird, und dabei ist zu befürchten, daß durch das Fortschreiten auf der Bahn der socialistischen Gesetzgebung der Selbstkostenpreis noch höher wird. In nur wenigen Branchen noch kann unsere Industrie mit der auswärtigen concurriren, und mit Bedauern muß constatirt werden, daß ehemals blühende österreichische Productionszweige von fremden schon derart überflügelt sind, daß nur durch hohe Schutzzölle die Erzeugung für den eigenen Consum erhalten werden kann.

Es ist nun nicht möglich, alle Productionsbedingungen zu ändern, aber für das wirthschaftliche Gedeihen wäre es von der höchsten Bedeutung, wenn wir durch den Besitz von Colonien unseren Fabrikaten sicheren Absatz verschaffen würden und wenn wir aus eigenen Gebieten Rohmaterial und gewerbliche Hülfsstoffe beziehen könnten, wodurch sich deren Preise niedriger stellen und überdies die Capitalskräfte erhöhen würden.

Erscheint ein solcher Besitz schon um dieser materiellen Vortheile willen höchst wünschenswerth, so wird er geradezu ein Gebot der Nothwendigkeit aus rein humanen Gründen.

Durch die Einführung des Großbetriebes ist eine wesentliche Aenderung in der Art der gewerblichen Production eingetreten. Die Kleinerzeugung wurde zurückgedrängt oder aufgesaugt, und der Handwerker suchte Beschäftigung in der Fabrik, die jedoch bei dem großen Bedarfe an Arbeitskraft außer ihm auch noch einen ansehnlichen Theil der bäuerlichen Bevölkerung verwenden muß. Auf diese Weise hat sich binnen wenigen Jahren ein eigener Arbeiterstand entwickelt, der heute schon nach Millionen zählt und zumeist besitzlos, nur auf Lohnerwerb angewiesen ist.

Wegen Mangel an Absatz und Rückgang des Gewinnes sind jedoch viele Producenten gezwungen, die Erzeugung einzuschränken, und wird durch Verminderung des Quantums, durch die immer wieder verbesserten Maschinen und durch neue Erfindungen so viel menschliche Arbeitskraft außer Thätigkeit gesetzt, daß dauernde Lohnerniedrigungen und Arbeiterentlassungen herbeigeführt werden. Die unausbleiblichen Consequenzen dieser Maßregeln: Verschlechterung der physischen, geistigen und sittlichen Qualität des Arbeiters, Strikes, Auswanderung und Demoralisation, sind so traurige und so tiefgehende, daß es nicht nur im Interesse der unmittelbar Betroffenen, sondern auch in dem der Gesammtbevölkerung gelegen ist, wenn die Entstehung von Krisen verhindert wird, die den Bestand der Gesellschaft bedrohen können. Eine directe Einflußnahme in dieser Richtung ist nur schwer denkbar; dagegen hat jede Action, welche darauf ausgeht, die Arbeitsgelegenheiten zu vermehren, insbesondere jede Erweiterung des Wirthschaftsgebietes, die beste Aussicht auf Erfolg. Wie weit wir noch entfernt sind von jener Beständigkeit der Bewegung der Gesellschaft, in welcher die Kräfte jedes arbeitslustigen Individuums jederzeit zur Verwendung kommen, zeigt ein Blick auf die Tausende von unbeschäftigten Arbeitern, welche physischem Mangel ausgesetzt sind oder sittlicher Verwilderung ent-

gegengehen. Welcher Segen für diese „Reserve-Armee der Arbeit“ wären Colonien, die zur Monarchie gehören! In fremde Länder auswandern können und wollen die meisten dieser Leute nicht, theils weil ihnen die Mittel zur Reise und für den ersten Anfang fehlen, theils weil sie eine leicht erklärliche Abneigung dagegen haben, den Zusammenhang mit der Heimath aufzugeben und vereinzelt unter Fremden zu leben. Besäßen wir aber Colonien, so könnte dem Entstehen der Erwerbslosigkeit durch die Belebung der Production zum großen Theile vorgebeugt werden, und die noch überschüssige Kraft könnte sich auf Gebieten bethätigen, wo die Arbeit guten Ertrag abwirft und unter Verhältnissen, unter denen die Ansiedlung in der Fremde viel von ihrer Herbheit verliert.

Ein weiterer Umstand, welcher der Entwickelung unseres wirthschaftlichen Lebens nicht besonders förderlich ist, ist der, daß wir bei der Zweitheilung der Monarchie kein gemeinsames Handelsamt besitzen. Jedes Staatsgebiet hat sein besonderes Ministerium, das seine Maßnahmen den eigenen inneren Verhältnissen anpassen muß, so daß innerhalb der Reichsgrenzen differirende handelspolitische Ansichten den Zwischenverkehr sehr erschweren, die ungarischen Märkte den österreichischen Industrieartikeln immer weniger zugänglich werden, und die Stellung, welche Oesterreich-Ungarn als wirthschaftliche Einheit im Weltverkehre einnimmt, nicht genügend berücksichtigt werden kann.

Der Hauptvermittler des Welthandels ist das Meer. Die Küste der Monarchie hat wohl eine verhältnißmäßig geringe Entwickelung (1720 Kilometer), ist aber so günstig gelegen, daß der Nachtheil leicht ausgeglichen werden könnte, wie ja auch im vorigen Jahrhunderte Triest mit fast allen Continentalhäfen Europas erfolgreich in Wettbewerb trat. Der Mangel an Unternehmungsgeist und die Ignorirung der mittlerweile geänderten Verhältnisse haben jedoch das Emporium entwerthet, und trotz der vortheilhaften Lage in der Nähe des Suezcanals ist es hinter seinen früheren Concurrenten weit zurückgeblieben. Die Bevorzugung Fiumes seitens der anderen Reichshälfte, und der Ausbau der Gotthard- und Arlbergbahn haben zum Theile den Verkehr von Triest abgezogen. Dies wäre aber ohne Belang geblieben, wenn mit der Ausdehnung des Welthandels und mit der dadurch erhöhten Wichtigkeit des Platzes der geschäftliche Scharfblick und die Rührigkeit der dortigen Interessenten gleichen Schritt gehalten hätten. Aber alles blieb beim Alten. Die Einführung der Dampfschiffahrt wurde übermäßig lang verzögert, weder die Zahl, noch der Fassungsraum der Schiffe ent-

sprachen den neuen Verhältnissen, es fehlt an Lagerräumen, Krahnen, Schienenverbindungen, kurz an Allem, was der moderne Hafen braucht, dazu wird an veralteten Usancen festgehalten, und bereitet das nicht mehr zeitgemäße Freihafenprivilegium dem Verkehre Schwierigkeiten — und so wird es begreiflich, daß Triest von seiner früheren stolzen Höhe herabsank zu einer „Colonie von Levantespediteuren". Wie rasch der Hafen von Triest zurückgeht, ist daraus zu ersehen, daß im Jahre 1888 daselbst 363 Schiffe mit 16.171 Tonnen Gehalt weniger eingelaufen und 452 Schiffe mit 27.679 Tonnen Gehalt weniger ausgelaufen sind als im Vorjahre, wogegen der Gesammtverkehr von Fiume um 1,568.389 Metercentner im Werthe von 16,748.000 fl. stieg, und dessen Landausfuhr allein doppelt so groß ist, als die Gesammtausfuhr von Triest.

Der österreichisch-ungarische Lloyd stellt so hohe Tarifsätze auf, daß österreichische Fabrikate im Auslande nicht mehr concurrenzfähig sind oder andere Handelswege aufsuchen, wodurch der Frachtenverkehr ungemein herabgedrückt wird und die Gesellschaft trotz der verschiedenartigen Unterstützungen, welche ihr der Staat aus politischen und militärischen Gründen gewähren muß, in Calamitäten kommt. So wurden, um nur ein Beispiel aus jüngster Zeit anzuführen, Lampencylinder österreichischer Provenienz das Tausend zu 18 fl. ab Triest nach Beyrut offerirt und dort nicht angenommen, sondern die um 1 fl. pro Tausend theuerere deutsche Waare, weil die Refactie, welche der Lloyd der deutschen Waare gewährt, die Seetransportkosten, die der Empfänger tragen muß, um mehr als 1 fl. pro Tausend billiger macht. Da darf es freilich nicht wundernehmen, wenn die Geographie förmlich auf den Kopf gestellt wird und solche Ungeheuerlichkeiten vorkommen, daß nordböhmische Producenten ihre Waaren nach der Levante über Genua oder Marseille transportiren, und daß Güter, welche in Wien oder südlich davon erzeugt werden, ihren Weg nach Spanien über Hamburg nehmen.

Während andere Staaten die größten Anstrengungen machen, um den marinen Verkehr zu heben (so sind in neuester Zeit Seefahrtscanäle nach Rom, Paris und Berlin projectirt worden), bleibt unsere Handelsmarine in embryonaler Entwickelung und zählt im Ganzen nur 163 Dampfer mit 104.078 Tonnen, wogegen Hamburg allein über 210 Dampfschiffe mit 215.081 Tonnen verfügt.

Eine nur natürliche Folge davon ist, daß ein großer Theil der bei uns importirten überseeischen Artikel von fremden Schiffen und oft

auf großen Umwegen zugeführt wird, wodurch sich die Speditionskosten erheblich erhöhen und die Waare vertheuert wird, beim Export dagegen die als Rückfracht aufgenommenen österreichisch-ungarischen Güter nur nach Maßgabe des noch vorhandenen Raumes Berücksichtigung finden und beim Einhalten der Hauptlinie oft umgeladen, daher unregelmäßig und verspätet geliefert werden.

Wie der Verkehr zur See, so leidet auch der auf den Eisenbahnen an übermäßig hohen Tarifen.

In den letzten Jahren wurde wohl das Eisenbahnnetz der Monarchie verdichtet, aber der Handelsverkehr zog daraus nur wenig Nutzen. Denn abgesehen davon, daß die meisten der neu gebauten Bahnen zunächst dem militärischen Bedürfnisse ihre Entstehung verdanken, so haben die jungen Bahnen die Frachtsätze der bestehenden theils freiwillig angenommen, theils wurden sie von den capitalskräftigeren älteren Unternehmungen hierzu gezwungen. Die hohen Tarifsätze der Eisenbahnen verstärken nur das beim Seetransporte constatirte Uebel und tragen dazu bei, daß die Nachfrage nach österreichischen Fabrikaten immer geringer wird. So wurden z. B. im Jahre 1883 noch über Triest 772.000 Metercenter Raffinadezucker ausgeführt, 1888 dagegen nur 441.000 Metercentner, nachdem sich der billiger transportirte ausländische Zucker im Preise niedriger stellt und den unseren dadurch verdrängt. Ob der Zonentarif in Ungarn auf österreichische Verhältnisse rückwirken wird, muß noch abgewartet werden; das kann man aber wohl voraussagen, daß die Einführung einer ähnlichen Maßregel in Cisleithanien mit großen Schwierigkeiten verbunden sein wird, die durch die ungünstige Lage der Reichshauptstadt, sowie dadurch hervorgerufen werden, daß außer Wien gewiß auch noch Prag, Lemberg und andere Städte Anspruch erheben werden, als Brechungspunkte des Verkehres zu gelten.

Ein wirksamer Schutz der eigenen Production durch billige Tarife ist nur zu erwarten von der Verstaatlichung der Eisenbahnen und von einer ausgiebigen Vermehrung der Wasserstraßen. Das erstere dürfte wohl noch lange auf sich warten lassen, obwohl auch in dieser Richtung Ungarn mit rühmenswerthem Beispiele vorangegangen ist (7065 Kilometer Staatslinien gegen 3450 Kilometer Privatbahnen), und darum wäre es dringend zu wünschen, daß die in der Gegenwart gemachten Anläufe zur Hebung der Flußschifffahrt energisch fortgesetzt würden. Die Hauptverkehrslinie der Monarchie, die Donau, ist von den übrigen großen Wasserstraßen des Continents losgelöst und darum verödet, so

daß Bulgarien und Rumänien gezwungen wurden, eigene Schifffahrten zu gründen, und an der unteren Donau zahlreiche russische Unternehmungen prosperiren.

Es wäre ungerecht, wenn man das Verkehrswesen für seine Mängel allein verantwortlich machen wollte, leidet es doch unter denselben Fatalitäten wie die anderen Betriebe. Theueres Capital und wenig Fracht, dabei das Bestreben, hohe Dividenden zu erzielen, erzeugen hohe Tarifsätze, diese wirken wieder auf die Production und auf die Verkehrsmengen zurück, und können aus dieser Reciprocität beide Theile wie auch das Publicum erst dann Vortheil ziehen, wenn sich die ganze Grundlage unseres wirthschaftlichen Lebens bessert.

Die Productionsbedingungen der Monarchie, wie sie hier aphoristisch geschildert wurden, sind ungünstig, aber nicht ungesund, denn der heutige Zustand ist nur eine Folge der Schwierigkeit des Kampfes gegen vorgeschrittene und billiger producirende Mitbewerber. Eine Besserung der gegenwärtigen Lage ist aber zu erwarten durch die Erwerbung von Colonien, die als unmittelbares Resultat: geringerer Preis für Colonialwaaren, Vermehrung und Billigerwerden des Capitals, Verwendung der überschüssigen Arbeitskraft, Anregung des Unternehmungsgeistes, Impuls zu lebhafterem Verkehre und zur Herabsetzung der Tarife, endlich Unabhängigkeit vom Auslande in Bezug auf Einfuhr und Ausfuhr zur Folge haben wird.

Darum muß sich Oesterreich-Ungarn von der beschränkten Binnenlandproduction loslösen, sonst steht zu befürchten, daß es von den anderen Staaten, welche durch Vergrößerung oder Neuerwerbung von Colonien ihre Industrie- und Handelsverhältnisse immer günstiger gestalten, wirthschaftlich ganz in den Hintergrund gedrängt werden wird.

In der Gegenwart ist Colonialbesitz die unerläßliche Zugabe zu einem europäischem Großstaate, und zwar zunächst aus nationalökonomischen Gründen. In dem Concurrenzkampfe der Industriestaaten auf dem Weltmarkte gilt es vor Allem die Zukunft zu sichern, umsomehr, als in unseren Tagen mit Aussicht auf Erfolg eine Action eingeleitet wurde, ganz Amerika in einen Zollbund zu vereinigen, in welchem es für europäische Erzeugnisse keinen Raum geben würde. Wenn es auch nicht zu erwarten steht, daß diese Bestrebungen sogleich verwirklicht werden, so sind sie immerhin Fingerzeig genug, rechtzeitig für Ersatz zu sorgen, um eine Krisis zu vermeiden, die der Verlust eines ganzen Welttheiles herbeiführen muß. Wie in dieser Richtung andere Staaten thätig sind, ist zu ersehen aus dem Eifer, mit dem in Deutsch-

land Gesellschaften zu colonialen Zwecken gegründet werden, noch mehr aber daraus, daß seit dem 1. Januar 1889 in London 82 Gesellschaften mit einem Capitale von 11,011.700 Pfund Sterling gebildet wurden, um in Afrika Land zu erforschen und zu erwerben, und daß sich außerdem in derselben Absicht in Transvaal englische Compagnien registriren ließen, von welchen mehrere mit je 2,000.000 Pfund Sterling fundirt sind. Auch für uns ist keine Zeit mehr zu verlieren, wenn wir an der fast ganz besetzten Tafel noch Platz finden sollen!

Man war durch Jahrzehnte bei uns gewohnt, wirthschaftliche Angelegenheiten als „Krämersache“ anzusehen und vornehm zu ignoriren. Und doch mit Unrecht. Denn die gerechte Würdigung der materiellen Interessen ist ein Gebot der Selbsterhaltung, also eine Pflicht, die sich nicht kurz abweisen läßt. Jeder Patriot empfindet bitter das Nichtkönnen im geeigneten Momente, leidet darunter, wenn die Erreichung idealer Ziele oder die Durchführung nothwendiger Reformen an der Unzulänglichkeit der Mittel scheitert, und fühlt sich gedrückt durch das Bewußtsein, anderen Völkern, und sei es auch nur wirthschaftlich, nachzustehen.

Wenn wir daher wünschen, daß Oesterreich-Ungarn durch den Besitz von Colonien zu größerer Machtfülle gelange, so geschieht dies nicht nur des realen Nutzens wegen, sondern hauptsächlich darum, damit der Staat durch die Vermehrung der wirthschaftlichen Güter zur Erfüllung seiner Culturaufgabe besser befähigt werde und die sittliche Grundlage seines Bestandes stärke. Es wird Niemandem einfallen, behaupten zu wollen, daß der Besitz von Colonien das sichere Remedium gegen alle Mängel und Uebel sei, aber das wird zugegeben werden müssen, daß die Zugehörigkeit von überseeischen Ländern dem Leben der Gesammtheit neuen Impuls und neue Richtung giebt und eine Wandlung der Anschauungen und Verhältnisse hervorruft, die nur mit Freuden begrüßt werden kann. Der unleugbare und große Vortheil, den Colonien mit sich bringen, liegt nicht im Besitze, sondern darin, daß sie mehr als jedes andere Mittel geeignet sind, die Thätigkeit anzuregen und zu beleben und die dem Staate innewohnende Kraft zu erhalten und zu erhöhen.

Die sich immer schwieriger gestaltenden Erwerbsverhältnisse führen aus allen Ländern Europas jährlich eine stattliche Anzahl von Auswanderern in fremde Welttheile.

Man mag über die Auswanderung denken wie man will, sie unter Umständen auch als „Sicherheitsventil“ protegiren, sie bleibt doch

immer eine Schwächung der Volkskraft. Da nur vermögende Elemente und kräftige Individuen überhaupt auswandern können, so ergiebt sich nothwendigerweise ein Abgang an Arbeitskraft, Nationalvermögen und Wehrkraft, und ist der Verlust ein relativ doppelter, da das eigene Minus anderen Ländern als Plus zugeführt wird.

In der Monarchie beträgt der jährliche Zuwachs der Bevölkerung rund 470.000, und da würde eine Menschenverminderung von durchschnittlich 41.000, die im Jahre auswandern, keinen besonderen Schaden verursachen; aber wir sind nicht in der Lage, die damit verbundene Schwächung in ökonomischer, politischer und socialer Beziehung auf die Dauer zu ertragen, noch kann es unsere Absicht sein, die Concurrenten am Weltmarkte von unserem eigenen Fleisch und Blut zu nähren.

Die überwiegende Zahl der Oesterreicher und Ungarn wandert aus, ohne eine fremde Sprache zu kennen (vielfach sprechen sie nicht einmal deutsch), sind meist ohne gewerbliche Vorbildung und mit nur geringen Mitteln ausgestattet und daher im Vorhinein auf die Erwerbung eines ungenügenden Grundbesitzes oder auf Taglöhnerdienste angewiesen, wobei sie eine leichte Beute gewissenloser Jobber werden, oder sie bilden einen Gegenstand des Hasses für jene Volksschichten, denen sie Arbeit entziehen. Gelingt es dem Auswanderer, sich eine feste Position zu erringen, so ist er für Vaterland und Nation verloren, weil er, die seltensten Fälle ausgenommen, bei der planlosen Verbreitung in dem neuen Lande die Verbindung mit den Stammesgenossen nicht aufrecht erhalten kann und in der fremden Race aufgeht. Gelingt es ihm aber nicht, sich eine Existenz zu schaffen, so ist er nach einer Reihe von schweren Leiden und nach dem Verluste seiner ganzen Habe zur Rückkehr gezwungen und vermehrt in der Heimath nur die Zahl der ohnehin Hülfsbedürftigen.

Darum muß die Auswanderung den Charakter einer Selbsthülfe verlieren, welche Nationalwohlstand und Volkskraft schädigt, ohne dem emigrirenden Individuum zu nützen, und muß aus praktischen und sittlichen Gründen als zielbewußte Staatshülfe organisirt werden. Nun wird aber Niemand verlangen, der Staat solle Unternehmungen fördern, durch die er eine Einbuße an Bevölkerung und Capital erleidet, und wird eine Unterstützung von seiner Seite nur dann erwartet werden können, wenn Vermögen und Arbeitskraft des Auswanderers den eigenen Interessen erhalten bleiben. Das ist aber nur dann möglich, wenn der Strom der Auswanderung in Colonien geleitet wird, die zur Monarchie gehören.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Geistiges Leben in Oesterreich und Ungarn.

Adolf Pichler. Zum 70. Geburtstag. Von S. M. Prem. Kufstein 1889. Bei Lippolt in Kufstein oder Wagner in Innsbruck. 43 S.

Still und einsam, in tiefen Bergesgründen Tirols verborgen, hat Professor Adolf v. Pichler seinen 70. Geburtstag verlebt. Es war sein Wille so, weil es seinem Wesen so entspricht. Gar einsam steht sich's auf der Menschheit Höhen: seit jeher war Pichler dem Lärm der Welt abhold, jetzt in den Tagen des Alters ist er es um so mehr; „lächelnd schüttl' ich ab den letzten Staub von dieser Welt," schrieb er vor einigen Jahren in seinem „Vorwinter". Er hatte diesmal absichtlich alle Spuren seines Aufenthaltes verwischt, und das war nothwendig gewesen, denn mancherlei Ehrungen waren ihm von Nah und Fern zugedacht worden. So aber verebbten sie in eine Hochfluth von Briefen und Drahtgrüßen nach dem abgeschiedenen Weiler Freundsheim bei Barwies im Oberinnthal. Nur Wenige haben es sich nicht nehmen lassen, auch ohne seine Gegenwart den Dichter zu feiern. Allen voran die tapferen Kufsteiner, welche Pichler's Geburtshaus mit einem marmornen Gedenkstein schmückten und eine glänzende Feier veranstalteten mit Musik und Reden, die dem freudigen Stolze Ausdruck gaben, daß „er unser ist". — Der meiste Theil der „großen Presse" hat viel zu viel Modegötzen, die sich gegenseitig den Honig um den Mund streichen, als daß er Zeit und Raum erübrigte, auch einen abgelegenen, aber wahren Dichter zu berücksichtigen. So kann man denn auch die Zeitungen, welche Pichler's „Siebzigsten" feierten, an den Fingern abzählen. Diese wenigen Artikel aber, welche erschienen, waren um so aufrichtiger und wärmer. Die meisten und ausführlichsten brachten die „Tiroler Grenzboten" von S. M. Prem, einem jungen, sehr umsichtigen und fleißigen tirolischen Gelehrten. Prem hat hier den ersten Versuch gemacht, die äußeren Umrisse von Pichler's Leben und Wirken zu ziehen, was ihm sehr wohl gelungen ist. Erst jetzt sieht man, wie viel der Dichter im Laufe der langen Jahre gewirkt und geschaffen hat, obgleich dem Verfasser noch mancherlei entgangen ist, das nachgetragen werden könnte. Das ist sehr erklärlich, weil Pichler alle seine Arbeiten in merkwürdiger Weise in

einem kaum mehr übersehbaren Kreis herumgestreut hat. Da steht ein Lied in einer Berliner Frauenzeitung, dort findet sich eine poetische Erzählung als Feuilleton eines Wiener Blattes; ein anderes Product schläft ungestört in einer längst schon eingegangenen belletristischen Zeitschrift und so fort. Es giebt keinen Menschen, der alle Werke Pichler's kennt, auch er selbst nicht, denn er hat sie nur zum Theil gebucht oder aufbewahrt und öfters erlebt er bei seinen Studien über Tiroler Dichter der Vierziger- und Fünfzigerjahre, denen er gern nachgeht, die Freude, längst verschollene Producte des eigenen Geistes zu entdecken. Auch habe ich es selbst mitangehört, wie gleichalterige Freunde ihn auf dies und jenes vergessene Jugendgedicht aufmerksam gemacht haben. Da befindet sich der Biograph in einer üblen Lage und muß gelobt werden, wenn er auch nur das Meiste zusammenbringt. Andererseits ist aber gerade in solchen Verhältnissen ein biographischer Wegweiser selbst dem bestunterrichteten Literarhistoriker willkommen. So hat z. B. J. Seeber in der 1889 erschienenen sechsten Auflage von Lindemann's Literaturgeschichte gerade das Hauptwerk Pichler's, die „Marksteine", nicht gekannt. Die Meisten schöpfen noch immer aus der Literaturgeschichte von Kurz. Hinfüro wird man hoffentlich durchwegs die treufleißige Arbeit Professor Prem's zu Rathe ziehen. W.

Herausgeber und Redacteur Dr. Joh. B. Meyer. Verantwortlich Franz Grünanger.
K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.